

Selbstbemächtigung und das Sprechen über den Missbrauch: Eine Untersuchung an der Schnittstelle zwischen Literaturwissenschaft, Geschichte und Psychologie

Hesse, Armen

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hesse, A. (2020). Selbstbemächtigung und das Sprechen über den Missbrauch: Eine Untersuchung an der Schnittstelle zwischen Literaturwissenschaft, Geschichte und Psychologie. *BIOS - Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen*, 33(2), 264-298. <https://doi.org/10.3224/bios.v33i2.06>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

Selbstbemächtigung und das Sprechen über den Missbrauch

Eine Untersuchung an der Schnittstelle zwischen Literaturwissenschaft,
Geschichte und Psychologie

Armen Hesse

1. Einführung

Zur Aufarbeitung von Traumata kennt die Psychologie verschiedene Methoden. Psychodynamisch-imaginative Methoden konfrontieren das Trauma und verschließen auslösende Ereignisse in einem imaginierten Tresor (Beckrath-Wilking/Dittmar 2010); die EMDR-Methode nach Francine Shapiro führt durch das Aufrufen eines belastenden Ereignisses und die darauffolgende Entlastung durch EMDR (Eye Movement Desensitization and Reprocessing) zur Verringerung physischer und psychischer Stressreaktionen (Ebner 2014: 107 f.); in der Konfrontationstherapie wird die Stärke dieser Reaktionen mittels Wiederholung der traumatischen Erfahrung reduziert.

Eine andere Möglichkeit der Verarbeitung bietet die Niederschrift traumatischer Ereignisse. In den 1990er Jahren kam es in der Psychologie zu einer Reihe von Veröffentlichungen, welche den Prozess des Schreibens in den Vordergrund stellen. Das von James W. Pennebaker in *Writing to Heal: A Guided Journal for Recovering from Trauma and Emotional Upheaval* (2004) vermittelte Prinzip der Selbstbemächtigung etwa verweist auf die bedeutsame Funktion des Schreibens in der Verarbeitung solcher Erfahrungen.

In der historischen Forschung wird nach wie vor die Frage gestellt, inwiefern verschriftlichte Selbstzeugnisse der Opfer aversiver Erfahrungen zur Untersuchung von sexualisierter Gewalt nutzbar gemacht werden können. Welche Funktion erfüllt der Vorgang des Schreibens? Welche Funktion erfüllt dabei das schriftsprachlich abgefasste Selbstzeugnis? Wogegen wird angeschrieben und wofür wird geschrieben? Finden sich beim Sprechen über den Missbrauch unabhängig voneinander auftauchende (narrative) Strategien?

Anstelle einer „Sprache des Missbrauchs“ soll in dieser Untersuchung das Sprechen über den Missbrauch im Vordergrund stehen: Dieses ist gekennzeichnet durch einander ähnelnde (narrative) Strategien und kann damit der individuellen Erfahrung gerechter werden als der subsumierende Begriff einer einheitlichen Sprache.

Die folgende Arbeit beschäftigt sich in einem literaturwissenschaftlich angelegten Verfahren unter Berücksichtigung historischer Entwicklungen und psychologischer Aspekte mit diesen Fragen. Sie resultiert im Versuch, durch eine historische Kontextualisierung rezenter Selbstzeugnisse Aspekte des Sprechens über den Missbrauch herauszuarbeiten und schlägt als Charakteristikum und zugrundeliegende (narrative) Strategie den Aspekt der Selbstbemächtigung vor: „Traumatisierte Mädchen und Jungen

konnten kein stabiles und kohärentes Selbst entwickeln.“ (Weiß 2016: 290). Die „traumapädagogische Methode“ (ebd.) der Selbstbemächtigung beschreibt den Prozess, der in der „Traumabearbeitung“ zu einer „Rückeroberung des Selbst durch das Verstehen der traumatischen Erinnerungsebenen“ (ebd.) führt.

Nach einer epistemologischen Hinführung zur sprachlichen Identitätskonstruktion folgt eine Unterscheidung zwischen genuin literarischen Traumanarrativen und Selbstzeugnissen, wobei auch gattungstheoretische Unterschiede und Gemeinsamkeiten dargelegt werden. Im Anschluss daran folgt ein Überblick über den historischen Umgang mit (retrospektiven) Selbstzeugnissen durch Krieg oder Missbrauch traumatisierter Opfer. Erst die gesellschaftlichen Diskurse um den Opferstatus seit den 1960er Jahren haben in den 1990er Jahren zur Anerkennung des Opferstatus geführt, wodurch dieser in den Fokus der Geschichtswissenschaft rückte. Da in historischen Selbstzeugnissen keine Schilderung von Missbrauchserfahrungen erfolgt, schlägt der folgende Aufsatz vor, das Sprechen und Schreiben vom Missbrauch als Phänomen des ausgehenden 20. bzw. 21. Jahrhunderts zu betrachten.¹ Die dabei zutage tretenden – vor allem narrativen – Strategien werden anhand aktueller, veröffentlichter Selbstzeugnisse sexuellen Missbrauchs untersucht: Natascha Kampuschs *3096 Tage* (2010), Jürgen Dehmers *Wie laut soll ich denn noch schreien? Die Odenwaldschule und der sexuelle Missbrauch* (2011) und Alexander J. Probsts *Von der Kirche missbraucht: Meine traumatische Kindheit im Internat der Regensburger Domspatzen* (2017).

Der Aspekt der Selbstbemächtigung wird dabei unter Einbezug des Paratexts nach Gérard Genette untersucht: Der Paratext bezeichnet alle den eigentlichen Text begleitenden Phänomene. Er unterteilt sich in den Peritext, der alle noch zum Buch gehörigen Teile umfasst, wie etwa die Umschlagsgestaltung oder den Klappentext, und den Epitext, der alle außerhalb des Buches positionierten Veröffentlichungen umfasst, wie etwa Rezensionen und Interviews. Genette schlägt vor, dass der Primärtext nicht ohne den Paratext rezipiert und analysiert werden kann.

Durch diese theoretische Grundlage soll der Tatsache Genüge getan werden, dass es sich hierbei um aktive Veröffentlichungen handelt; die Selbstbemächtigung richtet sich folglich nicht ausschließlich gegen die aversive Erfahrung, sondern auch gegen die mediale Inanspruchnahme der jeweiligen Ereignisse. Die methodischen Aspekte sowohl der narrativen Selbstbemächtigung als auch des Paratexts scheinen geeignet, Selbstzeugnisse des Missbrauchs zu untersuchen und dabei auftretende kontradiktorische Phänomene einzuordnen.

1.1 Erkenntnistheorie und die sprachliche Rekonstruktion der Identität infolge eines Traumas

Nimmt man Immanuel Kants *Kritik der reinen Vernunft* als Ausgangspunkt, ergibt sich – laut Puls – eine paradoxe Situation. Die Seele – das Ich – ist ein „transzendentaler Vernunftbegriff“ der als solcher zwar keine empirischen Erkenntnisse darstellt, aber doch eine „regulative Funktion“ besitzt (Puls 2018: 235). Die Vorstellung, Kontrolle über ein empirisch nicht fassbares Ich zu bewahren, erlaubt „den Menschen[,] eine Totalität der Welt denken [zu] lassen.“ (ebd.) Sie ermöglicht es, diesem Ich einen selbst gesetzten Rahmen zu geben; solange man sich diese Vorstellung bewahrt, bewahrt man

¹ An dieser Stelle sei Prof. Dr. Tanja Penter für die Idee einer historisch-literaturwissenschaftlichen Untersuchung dieses Themas gedankt und Prof. Dr. Marcel Krings für seine kritische Lektüre.

auch die Vernunft. Als Produkt der Vernunft kann Sprache somit nicht auf das Ich zugreifen, zugleich aber den Anschein erwecken, dieses zu fassen.

Folglich ist Sprache in ihrer Funktion kontrollierhaltend. Auch die literaturwissenschaftliche *unreliable narration* ist letztlich nur eine Form des Kontrollerhalts – ganz gleich welche Motivation diesem Kontrollerhalt zugrunde liegt (vgl. Booth 1961; Hof 1984; Nünning/Surkamp/Zerweck 1998; Manns-Süßbrich 2005; Beckmann 2020). Dass die *unreliable narration* aus der schriftsprachlich orientierten Literaturwissenschaft hervorgegangen ist und inzwischen interdisziplinären Anklang findet, liegt in der Natur der Schrift. Sie fixiert Gesprochenes und/oder Gedachtes, gibt damit Form und impliziert die von Kant bereits vorgedachte „Totalität der Welt“.

Während eines traumatischen Ereignisses kommt es zu einer Dissoziation. Der Mensch speichert „[e]motionale Lebensereignisse [...] in zwei unterscheidbaren Gedächtnissystemen ab“, von denen eines als „*heißes Gedächtnis*“, das andere als das „*kalte Gedächtnis* [Hervorhebungen im Original]“ (Neuner 2012: 39) bezeichnet wird. Während das heiße Gedächtnis „sensorische, emotionale, gedankliche und körperliche Elemente der Erfahrung“ (ebd.) behält, werden diese Ereignisse im kalten Gedächtnis „im Rahmen der Lebensgeschichte der Person abgespeichert“ (ebd. 39 f.), also kontextualisiert. Infolge einer Überbelastung des heißen Gedächtnisses kommt es zu einer Dissoziation dieser beiden Systeme; das Resultat ist die „unkontrollierte Aktivität des heißen Gedächtnisses“ (ebd.: 39). Die Fragestellung dieser Untersuchung orientiert sich damit an einem bestimmten Aspekt als Folge dieser Dissoziation: „[D]en Betroffenen [fehlt] die verbale Kodierung des Erlebnisses, sodass ein Bericht des Traumas erschwert und manchmal unmöglich wird.“ (ebd.).

Sprache hat weder Zugriff auf das Trauma noch auf das Ich. Der Psychologe James W. Pennebaker vertritt den Ansatz, traumatischen Erfahrungen schreibend zu begegnen; aber auch neuere, interdisziplinäre Verknüpfungen von Geschichtswissenschaft und Psychologie nähern sich dieser Frage (vgl. Bertsch/Penter/Taubner 2019: 42 f.). Durch den Prozess des Schreibens wird „das Erlebte in einigen Narrativen aktiv umgeschrieben und als kontrollierbar, bzw. erfolgreich bewältigt präsentiert.“ (ebd.: 40; vgl. Goldberg 2017: 33) Der Kontrollerhalt, die Erhaltung einer „Totalität der Welt“, wird somit existentiell (Goldberg 2017: 161).

1.2 Zur Funktion literarischer Traumanarrative

In literarischen Verarbeitungen traumatischer Erfahrungen stehen die Sprache und deren Fragmentierung als Folge des Traumas im Vordergrund. Symbolisch wird damit auf die identitätszersetzende Wirkung eines Traumas hingewiesen; hierbei wird sich sowohl narratologischer als auch narrativer Mittel bedient.

Beispielhaft sei hier Arundhati Roys Roman *The God of Small Things* (1997) genannt, der narratologische und narrative Fragmentierung kombiniert; die Kinder und Zwillinge Estha und Rahel erleben im Verlauf des im Indien der 1970er und 80er spielenden Romans wiederholt Traumata, die durch die Kastenungleichheit, die politische Situation und die fehlende Identität des indischen Staates infolge der kolonialen Abhängigkeit ausgelöst werden. Am Ende steht der gewaltvolle Tod des kastenlosen Velutha, der aufgrund einer Liebesbeziehung zur Mutter der beiden Zwillinge zum Opfer dieser Kumulation an Problemen wird. Rahel wird zum Mediator, da Estha seine Sprache nicht mehr finden kann. Durch häufige und sehr nuancierte Wechsel der internen Fokalisierung symbolisiert die narratologische Fragmentierung des Romans ein

kollektives, nationales Trauma.² Dieser Effekt wird durch das durchbrochene Narrativ verstärkt.

Julian Barnes' *The Noise of Time* (2016) hingegen bedient sich der narrativen Fragmentierung. Der Roman folgt dem inneren Konflikt des Komponisten Dmitri Schostakowitsch mit Stalin, der selbst nur als „Power“ auftaucht, aber namenlos und omnipräsent Einfluss auf Leben und künstlerisches Werk nimmt. In der fragmentierten Erzählung wird das individuelle Trauma kollektiviert; als Sinnbild des künstlerischen Ausdrucks scheitert Schostakowitsch an der Ausbildung einer eigenen Identität.

Anasthios Anastasiadis konstatiert, in solchen Fiktionen stehe das „Narrativ im Mittelpunkt des erzählerischen Vorgehens“ (2018: 124). Dadurch trage, so Lena Viemann, „Literatur zum Erinnerungsdiskurs einer Gesellschaft“ im Rahmen eines „kollektiven Gedächtnis[ses]“ (2018: 67) bei (vgl. Eyerman/Alexander/Butler-Breese 2011).³ Gemeint ist bei Anastasiadis die bewusste Geformtheit eines literarischen Textes: Hierunter fällt nicht nur die bildliche Sprache oder Erzählperspektive, sondern vor allem die Auswahl der präsentierten Informationen sowie deren Präsentation, sei es – um nur einige Kriterien zu nennen – durch die typographische Gestaltung, durch Registerwechsel, Ellipsen, Pro- und Analepsen, zeithistorische Bezüge oder auch Figurenzeichnungen und Gegenüberstellungen von Personen. Die später folgende Lektüre der autobiographischen Selbstzeugnisse beschränkt sich auf die Untersuchung semantischer und narrativer Aspekte.

Die beschriebene Form sprachlicher Ästhetisierung kann jedoch nur bedingt an historische Selbstzeugnisse oder Interviews angelegt werden, wohingegen aktiv veröffentlichte Selbstzeugnisse diese Möglichkeiten im Sinne der Selbstbemächtigung nutzbar machen. Ungeachtet der Fiktionalität literarischer Traumanarrative bietet die Literaturwissenschaft in Zusammenarbeit mit anderen Disziplinen die Möglichkeit, die Erzählung auch innerhalb von Selbstzeugnissen selbst in den Fokus zu rücken (Miller 2018: 238).

2. Historische Selbstzeugnisse in der Geschichtswissenschaft

Über einen langen Zeitraum wurde die Geschichtswissenschaft von der Annahme geleitet, besonders in der Holocaustforschung sei die Täterperspektive die relevante Perspektive, um die Verbrechen des Nationalsozialismus nachvollziehen zu können, da „[d]ie persönlichen Zeugnisse [...] als subjektiv [...] und das menschliche Gedächtnis allgemein als unzuverlässig“ (Heim 2015: 81) galten (vgl. Goldberg 2017: 57 f.). Die allmähliche Hinzunahme jüdischer Selbstzeugnisse eröffnete jedoch entgegen dieser Annahmen „gerade dort [Erkenntnisse] zur Rekonstruktion der historischen Verbrechen [...], wo die Täter aus gutem Grund schweigen oder ihre Perspektive den Blick der Historikerinnen und Historiker einengt.“ (Heim 2015: 83).⁴

2 Thorsten Wilhelms Monographie *Holocaust Narratives. Trauma, Memory and Identity Across Generations* (2020) vergleicht literarische Werke zum Holocaust im Hinblick auf narratologische Fragmentierung.

3 Rezentere Publikationen im Feld literarischer Traumaforschung weisen auf die Aktualität dieser Thematik in den Literaturwissenschaften hin und versuchen, die bestehenden Forschungslücken zu füllen, vgl. Kurtz (Hg.) 2018.

4 Für eine aktuelle und ausführliche Darstellung zur Forschung an Tagebüchern aus nationalsozialistischen Konzentrationslagern, vgl. Schröder (2020): 15 ff.

Betrachtet man die Entstehungsumstände historischer Selbstzeugnisse von Holocaustopfern, muss man annehmen, dass ihr „Welt- und Selbstverständnis dauerhaft erschütter[t]“ (Fischer 2014: 40) wurde. Die große Zahl an Tagebüchern aus der NS-Zeit führte Teile der Geschichtswissenschaft dazu, sie als Zeitalter des Tagebuchs zu bezeichnen (vgl. Bajohr 2015: 7). Verschiedene historische Untersuchungen unterstreichen die aktuelle Hypothese aus der Psychologie zur Funktion solcher Selbstzeugnisse. Stets rückt die Tatsache ins Zentrum, dass „only through language can people give meaning to the events of their lives and constitute their identities“ (Goldberg 2017: 6); Tagebücher müssten „als Medium der Selbstkonstitution und Welterzeugung verstanden werden“ (Steuwer/Graf 2015: 10), die „der Konstruktion von Identität dienen“ (Heim 2015: 85) oder, wie in Leon Kormans Fall, die „verwirrenden Geschehnisse im Ghetto in eine gewisse ‚Ordnung‘ [...] bringen: Er nummerierte seine Aufzeichnungen.“ (Löw 2015: 147).

Zwar lässt sich nicht bestreiten, dass „ein Tagebuch keinen unverstellten Blick auf das Selbst seines Verfassers“ (Steuwer/Graf 2015: 31) gibt; dennoch kann eine subjektive Sicht der Dinge im Zeichen des Kontrollerhalts stehen. Lediglich auf Selbstdeutungen zu verweisen, scheint der Komplexität dieses Themas nicht gerecht zu werden. Vielmehr stellt sich die Frage, ob Selbstzeugnisse nicht zuletzt als Akt der Selbstbemächtigung gelesen werden müssten. Dadurch ließe sich auch der Aussage Alexandra Garbarinis widersprechen, nach welcher

the process of writing a diary necessarily conferred on an author a sense of relief or that it was an effective means of preserving selfhood. The power of diary writing should not be overstated. [...] [T]hey are texts of struggle that document Jews' efforts to maintain a sense of an individual self, even as that possibility was being erased (2006: 9).

Im Prozess des Schreibens findet eine Form passiven Widerstands Ausdruck, deren Bemächtigung des Selbst den Praktiken und Zielen der Täter:innen diametral entgegensteht.

Die betroffenen Personen widersetzen sich dem traumatischen Angriff auf das Ich. Im Fall von Missbrauchs- und Kriegsopfern sind sowohl der Angriff als auch die Reaktion darauf besonders ausgeprägt. Um das Ich vor der Selbstauslöschung zu bewahren, bedarf es einer kontinuierlichen sprachlichen Selbstbemächtigung, welche den Glauben an das Vorhandensein einer Identität aufrechterhält (vgl. Goldberg 2017: 10).

Amos Goldberg zufolge bildet sich dabei ein Unsagbarkeitstypus aus:

[T]he 'event' can never truly be represented. It is always hidden within the tremendous and unbridgeable gap between the knowledge [...] and the experience [...]. Nonetheless, documentary writing may provide the hidden 'event' with contours or an anchor around which it may be organized. In moments of severe trauma, documentary writing provides the unconscious pain with a handhold [...] (ebd. 15 f.)

Es ist genau dieses Bewusstsein für das Unsagbare, die „constructive und destructive forces within the text“, welches in einer „dynamic dialectic“ (ebd.: 75) aufrechterhalten werden muss.

Anstelle eines Unsagbarkeitstopos tritt dagegen der Wille, die Auslöschung innerhalb einer durch Täter:innen sprachlich konstruierten Welt zu verhindern (vgl. ebd.; vgl. Hunter 2018: 66 ff.).⁵ Dominique Schröder hat mit *Tagebuchschriften in nationalsozialistischen Konzentrationslagern 1939 – 1945* (2020) erst kürzlich eine Studie vorgelegt, die das „Diktum von der Undarstellbarkeit der Shoah [...] empirisch hinterfragt“ (10); dies geschieht auf Grundlage der Annahme, dass „bereits im Akt des Schreibens [...] mitunter eine neue Realität hervorgebracht wird“, für die der Diarist „seinem Text eine Struktur“ (ebd.: 26) verleiht. Dabei untersucht sie unter anderem die Selbstkonstituierung und „Selbstvergewisserung“ der Diaristen in den Kontexten „familiär, jüdisch, politisch“ (ebd.: 145) und stellt dabei die Bedeutung dieser drei Bereiche im Selbstverständnis der eigenen Identität dar (vgl. ebd.: 53 ff.). Trotz „der Konstatierung der Unbeschreibbarkeit bricht der Text keineswegs ab.“ (ebd.: 415 ff.)

Die Eingrenzung auf drei von den Diarist:innen angebotene Bereiche ermöglicht zwar, die affirmative Bedeutung des Tagebuchschreibens für das Selbst in diesen und durch diese Kontexte zu belegen; Schröders Beobachtung, dass „die Notwendigkeit einer schreibenden Vergewisserung [...] immer dann eintritt, wenn das Subjekt durch äußere Faktoren, wie zum Beispiel Krankheit, infrage gestellt wurde“ (ebd.: 438), lässt jedoch zu, Selbstbemächtigung als vom sozialen Kontext unabhängige narrative Strategie anzunehmen.

3. Gattungstheoretische Überlegungen

Um die Vermengung der Gattungen Tagebuch und autobiographisches, veröffentlichtes Selbstzeugnis zu verhindern, sollen an dieser Stelle gattungstheoretische Überlegungen in den Blick genommen werden.

In seinem frühen Versuch, die Gattung Tagebuch zu etablieren, kontrastiert Arno Dusini das Tagebuch mit anderen autobiographischen Gattungen; einen wichtigen Unterschied sieht er etwa durch „je verschiedene Fokussierungen“, die er treffend mit der Metapher des Objektivs beschreibt:

Die Autobiographie stellt das Leben dar durch ein Objektiv, das von kürzerer Brennweite ist als jenes der Annalen, deren Objektiv ist seinerseits von kürzerer Brennweite als jenes des Tagebuchs etc. [...] In der Autobiographie haben wir ein Bild des Lebens vor uns, in dessen Horizont kleinräumigere Details zugunsten jener Details, die große Linien aufleuchten lassen, aufgegeben sind [...] [und dadurch] weit entfernt sind von dem Detailreichtum, der im Tagebuch [Hervorhebungen im Original] durch jene sequentiellen Aufnahmen sichtbar wird[.] [...] Seine Wahl [des Objektivs] bestimmt das zeitliche Format unserer Wahrnehmung und insofern das, was wir überhaupt von einem Menschen wissen können (Dusini 2005: 76).

⁵ In seiner Studie *Writing War* kommt Aaron William Moore zu dem Schluss, dass das Tagebuchschriften der Soldaten eine andere Form der von Goldberg bezeichneten „dynamic dialectic“ enthält. Dadurch, dass sich die Soldaten der ständigen Gefahr bewusst waren, ihre Tagebücher könnten entdeckt werden, fand darin eine kontinuierliche Auseinandersetzung zwischen individuellen und staatlichen Wertvorstellungen statt (vgl. Moore 2013: 17 ff.).

Dusinis Überlegungen beschränken sich auf die Leser:innen, dabei müssten sie auch auf die Diarist:innen bezogen sein, deren Objektiv letztlich auch durch diese Faktoren und damit die enthaltenen Informationen sowie deren Relevanz und auch Präsentation definiert. Ein weiterer Unterschied besteht in dem von Seiten der Leser:innen entgegengebrachten Glauben an den Wahrheitsgehalt des Textes. Der autobiographical pact, wie ihn Philippe Lejeune nennt, ist nur möglich durch die Identität von Autor:innenname, narrativer Instanz und Person, über die geschrieben wird; dadurch wird eine Vertrauensbasis geschaffen, die in fiktionalen Texten erst geschaffen werden muss (vgl. Missine 2019: 222). Tagebüchern bringt man – fälschlicherweise – häufig mehr Glauben entgegen als fiktionalisierten autobiographischen Texten; im Falle der autobiographischen Selbstzeugnisse wird der Wahrheitsanspruch, wie zu sehen sein wird, häufiger und stärker betont.

Trotz der Unterschiede überwiegen die Gemeinsamkeiten des Autobiographischen, welches den Aspekt des Selbst in beiden Gattungen bereits in den Mittelpunkt stellt. Dusini zufolge wird durch den

‘αὐτός’-Begriff[s] [...] der Anspruch angemeldet, daß jedwedem Menschen, in welcher geschichtlichen und individuellen Situation er sich auch befinde, das Recht zusteht, seine Geschichte auf seine Art und Weise zu erzählen – gegen jene Große Geschichte, die das Leben als solches ‚vorschreibt‘ und – als Herrschaftsgeschichte – lediglich bestimmte Modelle von Lebensgeschichten zuläßt (2005: 55 f.).

Wie jeder autobiographische Text befindet sich das Tagebuch in einem Spannungsverhältnis zwischen dem Individuellen und dem Allgemeinen (vgl. ebd.: 63); die dogmatische Kraft des Allgemeinen wird durch die Selbstkonstitution des Individuums versuchsweise zurückgedrängt. Eben deshalb gilt auch für das Tagebuch, dass die Vorstellung eines „private[n]“ *Tagebuch[s]* [Hervorhebung im Original]“ zugunsten „einer genauen Analyse der Text-Distribution, deren Regulation durch den Verfasser die Niederschrift hinsichtlich der Überlegung, was man für wen aufschreibt, entscheidend mitbestimmt“ (ebd. 71; vgl. Schahadat 2019: 552 ff.) wird, aufgegeben werden muss. Somit kommt es auch im Tagebuch zur bewussten Konstruktion eines Selbst – wenn auch nicht unbedingt in der Retrospektive (vgl. Schahadat 2019: 550 f.). Auf Grundlage dieser Gemeinsamkeiten hofft der folgende Text, durch die Lektüre der autobiographischen Selbstzeugnisse eine methodische Herangehensweise anzubieten, die sich auch in der Untersuchung von Tagebüchern anwenden lässt.⁶

4. Zur historischen Anerkennung der Opferperspektive

In einer weiteren aktuellen Studie widmet sich Dorata Glowacka in einem wenig erforschten Gebiet dem Schweigen männlicher Missbrauchsopfer des Holocaust.⁷ Ihre

6 Eine weitere Möglichkeit gattungstheoretischer Natur bietet der Begriff der Autofiktion, wie er von Serge Doubrovsky geprägt wurde: Auch wenn Autofiktion alles sein kann, „if it bears the subtitle ‘novel’“ (Gronemann 2019: 241), so ist die Komponente der Fiktion in der Begriffsdefinition zu stark, um diese Gattung für den Wahrheitsanspruch, der in den drei untersuchten Texten geäußert wird, nutzbar zu machen.

7 Hedgepeth und Saidel führen die Unterrepräsentation solcher Selbstzeugnisse in der Forschung auf nach wie vor herrschende Genderstereotype maskulinen Selbstverständnisses zurück (vgl. 2010: 2 ff.). Dieser

Interviewquellen aus den 1990er Jahren entnimmt sie dem *Visual History Archive*; ähnlich wie die 2015 erschienenen Memoiren Nate Leipzigers stammen sie somit aus einer deutlich nach den Ereignissen gelegenen Zeit. Dementsprechend muss angenommen werden, dass es darin sowohl zu historischen sowie inhaltlichen Korrekturen kommt (vgl. Institut für Zeitgeschichte).

Die geschichtswissenschaftliche Forschungsliteratur kennt keine aus der Zeit des Holocaust stammenden Selbstzeugnisse zu sexualisierter Gewalt (vgl. Hedgepeth, Saidel 2010: 1); solche tauchen erst in „memoirs, documentary films, literature, and reports right after the Holocaust“ (ebd.: 1) auf, vorwiegend jedoch seit den 1990er Jahren, einer Zeit, die mit der gesellschaftlichen wie wissenschaftlichen Anerkennung der Opferperspektive zusammenfällt. Zur Verdeutlichung, wie spät die Beschäftigung mit sexualisierter Gewalt während des Holocaust einsetzt, dient der Einleitungssatz eben dieses Sammelbandes von Sonja M. Hedgepeth und Rochelle G. Saidel:

This is the first English-language book to address the sexual violation of Jewish women during the Holocaust, a virtually unexplored subject. [...] The archives of the United States Holocaust Memorial Museum and Yad Vashem include eyewitness accounts that speak to the fact of rape and sexual abuse during the Holocaust[.] (ebd.: 1; vgl. ebd.: 2)

jedoch immer in der Retrospektive (vgl. ebd.: 2).⁸ Zur erstmaligen wissenschaftlichen Erwähnung dieses Themas kommt es bei der „watershed conference on ‚Women Surviving the Holocaust‘ in 1983“ (Fogelman 2010: 256).

Während es „[b]is Mitte des 19. Jahrhunderts [...] in Europa die Ausnahme“ (Goltermann 2017: 235) ist, sich als Opfer zu positionieren, kommt diesem Status vor allem in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine große Bedeutung zu. Dieser Anerkennung vorgeschaltet ist ein Prozess, der nach Chaumont in zwei Phasen abläuft: Die erste Phase der „Identitätssuche“ betont die „Widerstandsakte und die exemplarische Mitwirkung von Juden am Kampf gegen den Nationalsozialismus“; das „stigmatisierte Individuum“ unterschlägt dabei das Erlittene und „setzt die zweite Phase in Gang“, im Zuge welcher „aus dem einstigen Makel [des Opferstatus] ein stolz zu[r] schau gestelltes Emblem“ (Chaumont 2001: 91; vgl. Rudolph 2020: 24) wird.⁹

Regula Ludi wegweisende Untersuchung *Reparations for Nazi Victims in Postwar Europe* (2012) verweist hier auf die wichtige Funktion der Anerkennung von reparations „[a]s a victim-based response to mass suffering, [which] [...] create special entitlements and allocate material benefits and symbolic awards to eligible claimants.“ (Ludi 2012: 8; vgl. ebd.: 3 f.). Die Anerkennung darf dabei nicht nur auf symbolische Akte beschränkt sein, vielmehr sollte im Laufe dieser Prozesse „der Diskurs der herrschenden Kultur revidiert“ (Chaumont 2001: 310) werden. Es steht zu vermuten, dass erst diese gesellschaftliche und wissenschaftliche Anerkennung zur Entstigmatisierung

Annahme wird mit Blick auf die Veröffentlichung der aktuellen Selbstzeugnisse in einem späteren Abschnitt weiter nachgegangen.

8 Vgl. ebenso: Kremer 2010.

9 Auch Goltermann stellt in ihrem Überblick über die Viktimologie fest, „dass die Zuschreibung, ein Opfer geworden zu sein, bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein stets mit Vorbehalten gegenüber der betroffenen Person verbunden war.“ (2017: 181)

der Opferperspektive führte und das Sprechen und Schreiben über Missbrauch ermöglichte (vgl. ebd.: 197).

Angestoßen durch die Anerkennung der Holocaustopfer stehen damit seit den 1990er Jahren die Opfer „im Fokus der Geschichtswissenschaft“; deren Status wird im Zuge dessen auf weitere Gruppen ausgedehnt und führt zu einer „Multiplizierung von Opfernarrativen“ (Rudolph 2020: 23).

Zeitlich parallel erlebt die westliche Gesellschaft durch die feministische Theorie infolge von Judith Butlers *Das Unbehagen der Geschlechter* (1991) – im Original *Gender Trouble* (1990) – ein Aufbrechen von Genderstereotypen, welches nicht nur weiblichen, sondern vor allem auch männlichen Missbrauchsopfern die Möglichkeit gibt, über den Missbrauch zu sprechen. Wenn nämlich der „selbstidentische Status der Person durch die *Regulierungsverfahren* [Hervorhebung im Original] der Geschlechter-Ausbildung und Teilung konstituiert“ (Butler 1991: 38) wird, die „institutionalisierte Heterosexualität [...] zugleich die Eindeutigkeit eines jeden der geschlechtlich bestimmten Terme“ (ebd.: 41) erfordert, dabei jedoch „performativ hervorgebracht und erzwungen“ (ebd.: 49) wird, so kann auch die Befreiung von solchen normativen Stereotypen performativ hervorgebracht werden. So setzt auch die umfassende „Männerforschung“ (Zitzmann 2012: 11) erst in den 1990er Jahren ein.¹⁰ Ergebnisse dieser Studien zeigen, dass Männer nicht nur Täter sind, sondern in „einer hohen Dunkelziffer“ (ebd.: 54) auch Opfer; die „Männerstudie 2009“ zeigt, dass die Gewalt dabei „über (fast) alle Bildungsschichten“ (ebd.: 61) hinwegreicht. Zitzmann schlussfolgert, dass „unter einem großen normierenden Einfluss durch Sozialisationsinstanzen [...] Emotionalität, Opferrolle und Bedürftigkeit“ (ebd.: 66) eingeschränkt werden.¹¹

In Anlehnung an diese Veränderungen stellt Rudolph fest, dass „Opferschaft [...] keine objektiv feststellbare Tatsache [ist], sondern immer das Ergebnis sozialer Aushandlungs- und Zuschreibungsprozesse, die nicht selten hochgradig umstritten und zeitgebunden ist.“ (2020: 26) Der Prozess des Schreibens und Sprechens über Missbrauchserfahrungen ist solch ein performativer und zeitgebundener Akt, der in dieser Form erst seit den 1990er Jahren möglich ist.¹²

Während die Opferperspektive demzufolge an Bedeutung gewonnen hat, „verweist [der Opferstatus] nach wie vor auf das Passive; seine Anerkennung hängt davon ab, dass dem Geschädigten kein eigenes Zutun zugebilligt wird.“ (Goltermann 2017: 14). Die im Folgenden untersuchten Interviews und Selbstzeugnisse zeigen demgegenüber sogar eine gegensätzliche Entwicklung, indem die *agency* der Geschädigten zur Ablehnung des Opferstatus führt.

10 Für einen umfassenden Überblick über die Vielschichtigkeit dieser Forschungsrichtung, ihre Entwicklung, Publikationen und Studien, vgl. Zitzmann 2012: 11 ff.

11 Für einen Überblick zu diesen normierenden „Männerkulturen und Männlichkeitsdarstellungen“, vgl. Zitzmann 2012: 81 ff.

12 Für einen umfassenden Überblick über Viktimologie und Opferrechte in diesem Zusammenhang, vgl. Goltermann 2017: 178 ff.

5. Die retrospektive narrative Selbstbemächtigung männlicher Missbrauchsoffer während des Holocaust

Nate Leipziger, Insasse im Camp Fünfteichen, veröffentlichte seine Memoiren *The Weight of Freedom* 2015. Leipziger ist demnach der Protagonist der eigenen, retrospektiven Ich-Erzählung; dies gilt sowohl für Interviews als auch die Memoiren. Zunächst muss festgehalten werden, dass Memoiren zwar eine sehr subjektive Sicht präsentieren, „a depiction of an individual’s life, or a ‘memorable’ part of it,“ aber auch immer “the era in question and the effect an individual has had on a historically important political or public event is brought to the fore“ (Lahusen 2019: 626). Anstelle eines Anspruchs auf Vollständigkeit wird die Oszillation zwischen „individual and collective self-historicization“ (ebd.: 634) betont. Der große zeitliche Abstand bedingt die Unzuverlässigkeit dieser sozialen Rollenzuschreibung.

Laut Glowacka ist Leipzigers Selbstbeschreibung als Missbrauchsoffer auch als Entschuldigung zu lesen, durch die erhaltenen Vorteile Nachteile für andere Häftlinge in Kauf genommen zu haben (Glowacka 2020: 8 f.). Die von Glowacka herausgehobene Opferperspektive wird jedoch durch seine eigene Erzählung relativiert; auch wenn Leipziger von sich selbst sagt, „I’m fortunate to have a very good visual memory“ (Azrieli 2015: Min. 1:15-1:18) und damit den Wahrheitsgehalt seiner Memoiren betont, verändern sich Aspekte seiner Erzählung Glowacka zufolge von Interview zu Interview. Wenn Leipziger betont, einen anderen Häftling in der Gunst des Kapos abgelöst zu haben, schreibt er sich eine gewisse, scheinbare Handlungsfähigkeit zu, die ihm in seiner Position nicht gegeben war und die nur retrospektiv manifestiert werden kann; die Relativierung der eigenen Hilflosigkeit wird durch diese Steigerung des Selbstwertgefühls, die im Austausch durch Essen und Schutz bestätigt wird, zum retrospektiven Element der Selbstbemächtigung.

In den drei folgenden Beispielen ist die Selbstbemächtigung auf inhaltlicher Ebene angesiedelt; erzähltheoretisch lässt sich dabei nur auf die unumgängliche Unzuverlässigkeit einer retrospektiven autodiegetischen Erzählung verweisen. Gilbert Metz ersetzt Yakov, einen befreundeten Häftling, in der Gunst eines Kapos, und bewirkt dadurch dessen Hinrichtung; die Selbstbemächtigung ist hier auf inhaltlicher Ebene anzusetzen. Seine Einwilligung entschuldigt er moralisch dadurch, dass er andernfalls als Teil des Sonderkommandos im Krematorium hätte arbeiten müssen (Glowacka 2020: 9). Auch bei Metz ist die Gunst des Kapos zugleich das Mittel der Selbstbemächtigung: Sein maskulinere Aussehen habe ihn nicht nur zum Objekt der Begierde gemacht, es unterstreicht auch die eigene Männlichkeit angesichts des gleichgeschlechtlichen Missbrauchs und Machtungleichgewichts.¹³ Sein Verweis auf die weit verbreitete Praxis solchen Missbrauchs muss auf einer weiteren Interpretationsebene angesiedelt werden: Dass er trotz körperlicher Stärke missbraucht wurde, relativiert er mit Verweis auf den Missbrauch vieler anderer unabhängig von deren körperlicher Verfassung. Der Missbrauch ist damit nicht mehr Schwäche des Einzelnen, sondern kollektive Unterdrückung.

13 Vgl.: „Für männliche Betroffene, die sexualisierte Gewalt durch männliche Täter erfahren haben, folgt daraus die Sorge, im Falle einer Veröffentlichung ihrer Gewaltwiderfahrnis von Personen, die zwischen sexualisierter Gewalt und konsensueller Sexualität nicht unterscheiden, als schwul diskriminiert zu werden.“ (Rieske et al. 2018: 19 f.).

Im Falle Sidney Klein liegt das Augenmerk Glowackas bereits auf der Selbstbemächtigung: Klein beschreibt sich als körperlich starken Lagerarbeiter; der Missbrauch habe nur aufgrund einer Verletzung stattfinden können. Zu einem späteren Zeitpunkt habe ihn, betont er, diese Stärke bei voller Gesundheit befähigt, einen Übergriff abzuwehren (ebd.: 10 f.). Wie bei Metz relativiert auch hier die Hilflosigkeit den gleichgeschlechtlichen Missbrauch. Die Kontextualisierung findet jedoch durch den Verweis auf die Missbrauchspraxis, sondern auf individueller Ebene statt und schwächt zusätzlich die moralische Position des Täters. Angesichts des Machtgefälles bleibt die Frage, inwiefern der Missbrauch überhaupt zu verhindern gewesen wäre; Klein deutet die Ausweglosigkeit an – der Täter habe im ersten Fall die Autorität besessen, ihm andernfalls die Arbeitsstelle abzuerkennen – hält aber an der inhaltlichen Relativierung fest.

Eine Umkehr der Machtverhältnisse lasse sich, so Glowacka, auch in den Berichten Frank Stiefels und Sol Rosenbergs nachweisen; hier finde im Bericht über sexuelle Begegnungen mit der Tochter eines Polen bzw. eines Deutschen eine inhaltliche Korrektur im Sinne einer Wiederherstellung patriarchaler Verhältnisse statt (ebd.: 12 f.). Die Lektüre lässt sich jedoch weiterführen. Die von Glowacka geäußerte Annahme, es sei in Lagern häufiger als angenommen zum Missbrauch von Männern gekommen, gekoppelt mit dem Machtgefälle von Tätern zu Opfern, lässt den Schluss zu, dass zusätzlich zur Entindividualisierung eine kontinuierliche Entmaskulinisierung stattfand; beide Aspekte werden durch die Umkehr der Machtverhältnisse in sexuellen Begegnungen korrigiert (Schröder 2020: 443).¹⁴

Die Wirksamkeit solcher Genderstereotype wird durch von Glowacka beschriebene Vater-Sohn-Dynamiken gestützt; der Missbrauch wird dabei verschwiegen, da „the father’s knowledge of his son’s rape signifies the ultimate destruction of paternal authority, and by extension, of the patriarchal order.“ (Glowacka 2020: 19; vgl. ebd.: 17 ff.) Normative Rollenbilder verhindern aus Angst vor Schwäche, den Missbrauch zu kommunizieren: „Sexualisierte Gewalt zu erfahren oder erfahren zu haben, widerspricht dem [...] Kern von Männlichkeitsanforderungen“ (Rieske et al. 2018: 18). Die doppelte Schwächung des Ichs erfordert in der Folge narrativ hyperkorrektive Selbstkonstruktionen.

Die Dissoziation, so Ulrike Beckrath-Wilking, „behindert die Kohärenz des Selbst. Denn bei jeder Dissoziation wird ein Stück Selbst sozusagen ‚weggemacht‘“ (2013: 85). Das Sprechen über den Missbrauch sowie inhaltliche Korrekturen arbeiten diesem Prozess entgegen. Die im Vorigen angewandte palimpsestierende Lektüre unter dem Aspekt der Selbstbemächtigung an retrospektiv berichtenden Selbstzeugnissen zum Missbrauch bestätigt einerseits die Vermutung, dass das Sprechen und Schreiben über den Missbrauch aus der Opferperspektive erst durch die Anerkennung dieser im ausgehenden 20. Jahrhundert möglich wird. Andererseits eröffnet sie die Möglichkeit, histo-

¹⁴ Auch der folgende Querverweis verdankt sich einem Hinweis Prof. Dr. Tanja Penters: Während die hier erneut gelesenen Selbstzeugnisse von den Opfern des Holocaust stammen, finden sich ähnliche inhaltliche Konstruktionen auch in der Täterperspektive. In einer Untersuchung von unbemerkt angefertigten Abhörprotokollen von Wehrmachtangehörigen durch Sönke Neitzel und Harald Welzer fällt auf, dass die narrative Darstellung selbst ausgeübter sexueller Gewalt hier eine hierarchiebildende Funktion im Sinne vertikaler Zugehörigkeiten hat (Neitzel/Welzer 2011). Die Anzahl an Untersuchungen, die in den letzten zwei Jahrzehnten zum Thema sexualisierte Gewalt aus der Täterperspektive erschienen ist, würde eine neue Lektüre all dieser Quellen auf den Aspekt der Selbstbemächtigung verlohnen.

rische Selbstzeugnisse erneut zu untersuchen und dabei den Aspekt der Selbstbemächtigung in den Blick zu nehmen, um Textstellen zu beleuchten, die sich dem bisherigen Verständnis entzogen haben.

Dabei soll der Korpus der Interviews weder mit dem Korpus der Tagebücher noch dem Korpus der aktuellen Selbstzeugnisse vermengt werden. In einem vorigen Abschnitt wurde bereits auf die Unterschiede zwischen Tagebüchern und retrospektiven, autobiographischen Selbstzeugnissen hingewiesen – und Memoiren – aber auch auf die nicht unwesentlichen Gemeinsamkeiten. Eine Vermengung der schriftlichen und mündlichen Korpora würde zu Ungenauigkeiten in der Analyse führen und nur einen scheinbaren Erkenntnisgewinn ermöglichen.

Der Aspekt einer narrativen Strategie der Selbstbemächtigung ließe sich also nur in verschriftlichten Selbstzeugnissen nachweisen, vorzugsweise in solchen, die Revisionen unterzogen oder gar veröffentlicht wurden. Auch Tagebücher können jedoch von einer solchen Revision betroffen sein. In den Interviews beschränkt sich der Aspekt der Selbstbemächtigung somit entweder auf inhaltliche Korrekturen, die Verwendung eines feminisierenden Sprachregisters oder Gegenüberstellungen, die den genannten Aspekt intensivieren. Wichtig scheint jedoch, auch in diesen Selbstzeugnissen festzustellen, dass sich die Opfer in der Art des Sprechens über den Missbrauch mitunter sprachlicher Strategien bedienen, die den identitätszersetzenden Prozessen der Traumatisierung entgegengesetzt werden, um das Selbst zu festigen.

6. Aktuelle veröffentlichte Selbstzeugnisse: Kontextualisierung

Im Folgenden werden narrative Strategien anhand von drei rezenten Selbstzeugnissen in einem gänzlich anderen Kontext untersucht. Die untersuchten Selbstzeugnisse sind Natascha Kampuschs *3096 Tage* (2010), Jürgen Dehmers' *Wie laut soll ich denn noch schreien? Die Odenwaldschule und der sexuelle Missbrauch* (2011) sowie Alexander J. Probsts *Von der Kirche missbraucht. Meine traumatische Kindheit im Internat der Regensburger Domspatzen und der furchtbare Skandal* (2017).

Natascha Kampusch, geboren am 17. Februar 1988, wird am 2. März 1998 von Wolfgang Přiklopil entführt und bis zu ihrer Flucht am 23. August 2006 mit maximal geringem Kontakt zur Außenwelt gefangen gehalten. Der Suizid des Täters rückt Kampusch in den Fokus des (inter-)nationalen und Medieninteresses.¹⁵ Sie veröffentlicht das Selbstzeugnis *3096 Tage* (2010) im List Verlag; 2013 erscheint eine gleichnamige Verfilmung; zehn Jahre nach der Befreiung veröffentlicht sie *10 Jahre Freiheit* (2016). Kampuschs erstes Selbstzeugnis ist insofern von besonderem Interesse, als sie bereits in ihrem ersten Brief an die Öffentlichkeit den Wunsch äußert, die narrative Kontrolle über das Geschehene behalten zu wollen: „Lasst mir Zeit, bis ich selbst berichten kann.“ (Kampusch 2006). Damit bewegt sie sich in Opposition zum von Seiten der Medien erwarteten Opferverhalten.

Andreas Huckele benutzt das Pseudonym Jürgen Dehmers in Absprache mit der *Frankfurter Rundschau*, deren Redakteur Jörg Schindler über die von Huckele und

¹⁵ Zur Illustration findet sich im Folgenden eine Auswahl medialer und wissenschaftlicher Publikationen sowie ein Gedicht über Natascha Kampusch: dpa (2008); bp (2008); Pflughaupt (2008); dpaAFP (2009); dpa (2010); Jacquemain (2010); Gilmour (2013); Koesters (2018); Sherry (2013).

Thorsten Wiest erlebte sexualisierte Gewalt an der Odenwaldschule berichtet.¹⁶ Huckele kommt 1981 im Alter von zwölf Jahren an die Schule und bleibt dort bis zur Hochschulreife. Ein Angebot zur Aufarbeitung wird vom damaligen Leiter Wolfgang Harder 1998 abgelehnt; der am 17. November 1999 von Schindler in der *FR* veröffentlichte Artikel „Der Lack ist ab“ verhallt ungehört.

Erst durch einen weiteren Artikel von Schindler am 6. März 2010 in der *FR* – „Missbrauch an der Odenwaldschule. Gemobbt, geschlagen, vergewaltigt“ – sowie die Thematisierung während der 100-Jahr-Feier der Odenwaldschule gelangt der systematische Missbrauch an die Öffentlichkeit. Claudia Burgsmüller und Brigitte Tilmann veröffentlichten im Dezember 2010 einen *Abschlussbericht über die bisherigen Mitteilungen über sexuelle Ausbeutung von Schülern und Schülerinnen an der Odenwaldschule im Zeitraum 1960 bis 2010*, der „115 Mitteilungen über männliche Betroffene sowie 17 Mitteilungen über weibliche Betroffene“ (4) anführt. Die Aufdeckung zieht nun das erwartete Medieninteresse sowie bildungspolitische und wissenschaftliche Aufarbeitungsansätze nach sich.¹⁷ Die Odenwaldschule muss 2015 aus finanziellen Gründen als Folge eines erneuten Skandals im Jahr 2014 im Zusammenhang mit Kinderpornographie schließen.

Am 1. September 2011 veröffentlicht Huckele *Wie laut soll ich denn noch schreien? Die Odenwaldschule und der sexuelle Missbrauch* im Rowohlt Verlag. Im Prolog stellt er die Frage: „Wozu noch ein Buch über die Odenwaldschule?“ (11). Seine Antwort ähnelt der Kampuschs: „Es ist mir wichtig, die Definitionsmacht über meine Erlebnisse zu behalten.“ (ebd.: 12)

Alexander J. Probst besucht die Vorschule der Regensburger Domspatzen in Etterzhäusern von 1968 bis 1971 und später das zugehörige Musikgymnasium. Im Jahr 2010 sucht er mit einem Auftritt in *sternTV* die Öffentlichkeit (vgl. Probst 2017: 139 ff.). Daraufhin vermutet der Bischof von Regensburg, Gerhard Ludwig Müller, in einer Predigt „eine Kampagne gegen die Kirche“ (FAZ.NET 2010); Müller wird 2012 vom damaligen Papst Benedikt XVI. in den Vatikan versetzt, um bei der Klärung von Missbrauchsfällen zu helfen, und entzieht sich so der Kritik (vgl. Wirsching 2018). 2015 veröffentlicht der SWR die Dokumentation *Sünden an den Sängerknaben* und der Anwalt Ulrich Weber beginnt mit der Aufarbeitung der Missbrauchsfälle; er veröffentlicht am 18. Juli 2017 den Untersuchungsbericht *Vorfälle von Gewaltausübung an Schutzbefohlenen bei den Regensburger Domspatzen* mit Johannes Braumeister und verzeichnet „547 Fälle mit hoher Plausibilität“ (20) physischer und sexualisierter Gewalt.¹⁸ Im selben Jahr veröffentlicht Probst *Von der Kirche missbraucht. Meine traumatische Kindheit im Internat der Regensburger Domspatzen und der furchtbare Skandal* (2017) im Riva Verlag.

16 Für weitere Informationen zum Begriff sexualisierte Gewalt(-widerfahrnis) vgl. Rieske et al. (2018): 4ff.

17 Auch in diesem Fall genügt eine Auswahl: Füller (2011); Tilmann (2011); Dror (2012); Miller/Oelkers (Hg.) (2014); Brachmann (2015); Füller (2015); Oelkers (2016); Brachmann (2019); Keupp et al. (Hg.) (2019).

18 Auch in diesem Fall seien beispielhaft einige Veröffentlichungen aufgeführt: Botros (2015); Weber/Baumeister (2019); Unabhängige Kommission zur Aufarbeitung sexuellen Kindesmissbrauchs (Hg.) (2020).

7. Die Oszillation zwischen paratextueller Stigmatisierung und Selbstbemächtigung

Betrachtet man die Menge der Veröffentlichungen, welche auf die Aufdeckung folgt, stellt man fest, dass die Geschichte der Opfer von einem diskurssschweren Paratext begleitet wird; zur Erinnerung: Der Paratext unterteilt sich in den Peritext und den Epitext. Unter den Begriff Peritext fallen alle zum Buch gehörenden Nebentexte wie etwa Klappentext, Umschlagsgestaltung und Verlagsangabe; der Epitext umfasst Rezensionen, Interviews, Verfilmungen, also alle mit dem Primärtext verwandten, aber nicht im Rahmen des Buches enthaltenen Texte. Paratexte enthalten nach Gérard Genette

immer einen auktorialen oder vom Autor mehr oder weniger legitimierten Kommentar [und] bilden zwischen Text und Nicht-Text nicht bloß eine Zone des Übergangs, sondern der Transaktion [Hervorhebung im Original]: den geeigneten Schauplatz für eine Pragmatik und eine Strategie, ein Einwirken auf die Öffentlichkeit im gut oder schlecht verstandenen oder geleisteten Dienst einer besseren Rezeption des Textes (2019: 10).¹⁹

Die Vermutung, dass damit nicht zwingend die Interessen der Autor:innen gemeint sind, ist Teil der folgenden Untersuchung.

Die folgende Untersuchung beschäftigt sich vorwiegend mit der Wechselwirkung zwischen Paratext und Selbstzeugnis, genauer der Wechselwirkung zwischen Selbstzeugnis und Peritext, Selbstzeugnis und Epitext, aber auch dem Schaffen eines privaten Epitextes, der dem öffentlichen Epitext gegenübergestellt wird.

7.1 Der Umschlagrücken

Als erster Teil des Peritexts soll der Umschlagrücken gelesen werden. Die Farben aller drei Selbstzeugnisse befinden sich in unterschiedlicher Zusammensetzung im Spektrum rot, grau/schwarz, wodurch eine nüchterne Signalwirkung erzielt wird. Die Nennung der jeweiligen Verlage – Riva, Rowohlt und List (bzw. Ullstein) – lässt eine erste Erwartungshaltung entstehen. Der List Verlag wirbt mit dem „perfekte[n] Buchgeschenk für alle, die große Geschichten lieben.“²⁰ (Ullstein). Als traditionsreicher Verlag wird Rowohlt mit anspruchsvollerer Belletristik assoziiert. Der Riva Verlag listet hauptsächlich Lebensratgeber, handlungsorientierte Belletristik und schlagzeilenträchtige „Biografien & Schicksale“. Alexander J. Probsts Selbstzeugnis nennt „Daniel Bachmann“ als Mitverfasser.

Die Gestaltung der Titel auf dem Umschlagrücken ist unterschiedlich. Kampuschs *3096 Tage* ist kursiv gesetzt, ansonsten jedoch unauffällig. Bei Dehmers findet sich

¹⁹ „Ein Epitext ist jedes paratextuelle Element, das nicht materiell in ein und demselben Band als Anhang zum Text steht, sondern gewissermaßen im freien Raum zirkuliert, in einem virtuell unbegrenzten physikalischen oder sozialen Raum.“ (Genette 2019: 328) Dieser Epitext bietet Varianten und Interpretationen der Opferperspektive an, gegen die in den Selbstzeugnissen angeschrieben wird. Wie zu sehen sein wird, macht dieser Einfluss nicht am Peritext halt. Auch der Peritext, welcher sich „im Umfeld des Textes, innerhalb ein und desselben Bandes, wie der Titel oder das Vorwort, mitunter in den Zwischenräumen des Textes, wie die Kapitelüberschriften oder manche Anmerkungen“ (ebd.: 12) befindet, nimmt an diesem Diskurs teil.

²⁰ <https://www.ullstein-buchverlage.de/verlage/list.html> (24.03.2021).

eine dokumentarisch anmutende Schreibmaschinenschriftart. *Von der Kirche Missbraucht* ist durch eine größere Schrift vom Autorenamen abgesetzt, wobei „Kirche missbraucht“ noch einmal vergrößert wurde. Die Schriftfarbe weist eine noch nicht näher bestimmbare Struktur auf.

Kampuschs Titel ist neutral und romanähnlich, wohingegen die Titel von Dehmers und Probst stark konnotiert sind: Dehmers *Wie laut soll ich denn noch schreien?* sendet einen fordernden Appell an die Leserschaft, hält aber den Grund des Schreiens zurück. Probsts Selbstzeugnis formuliert einen Vorwurf an die Kirche als moralisch agierende Institution.

Der Name Kampuschs ist im Vergleich zu den anderen größer gedruckt und fungiert damit als Hauptwerbung. Auch Dehmers Name scheint durch die mediale Berichterstattung und das Erscheinen des Selbstzeugnisses nach dem Gang an die Öffentlichkeit 2010 auszureichen, zumindest in Verbindung mit dem Appell und der Autorität des Verlags selbst. Neben Alexander J. Probst erscheint der Zusatz „mit Daniel Bachmann“; letzterer ist als Krimi- und Drehbuchautor, vor allem jedoch als Ghostwriter bekannt, der „außergewöhnliches Schicksal [...] mit Herzblut und Können [in] erfolgreiche Biographien und Memoirs“²¹ verwandelt. Dies lässt zwei Vermutungen zu: Einerseits kann die Nennung die *corporate identity* des Verlags unterstützen, andererseits muss eine Aktivierung der Leserschaft gegenüber dem Schweigegepanzer der Kirche stattfinden, die die öffentliche Aufarbeitung nachweislich behindert.

7.2 Die Umschlagsvorderseite

Die Vorderseite des Schutzumschlags – ebenfalls Peritext – von *3096 Tage* wird von zwei Aspekten dominiert: Im Gegensatz zum typographisch nur durch Kursivierung hervorgehobenen Titel übt der Name der Verfasserin durch den Druck in roten Großbuchstaben eine doppelte Signalwirkung aus. Der Name übernimmt damit nahezu die Rolle des Titels, ein Eindruck, der durch das seitenfüllende Porträt Kampuschs verstärkt wird. Dem Anspruch folgend, die Deutungshoheit bewahren zu wollen, präsentiert dieses Porträt eine selbstbewusste Gestalt, deren Blick sich auf die Leserschaft richtet und in der hellen Gestaltung die Erwähnung des Missbrauchs vermeidet.

Jürgen Dehmers Schutzumschlagsvorderseite erfordert einen größeren Informationsgehalt, folgt aber weiterhin einem dokumentarischen Stil. Die Signalwirkung wird hier hauptsächlich durch den Titel erzeugt, dessen rote Schriftfarbe sich zusätzlich durch eine den Titel umrandende Unschärfe als „stiller Schrei“ vom schwarz-weißen Hintergrund abhebt. Das Ich des Titels wird durch die Position zwischen „Jürgen Dehmers“ und dem Untertitel *Die Odenwaldschule und der sexuelle Missbrauch* mit dem Verfasser identifiziert und mit dem Missbrauch verbunden. Zeitgleich wird auch die reformpädagogische Modellschule mit dem Missbrauch identifiziert. Der Untertitel relativiert den Appell des Titels und impliziert eine differenzierte Betrachtung des Verhältnisses zwischen Odenwaldschule und Missbrauch. Das Hintergrundbild führt den Aufklärungsanspruch fort; das anonymisierte Opfer repräsentiert synekdochisch eine unbekannt Anzahl an Opfern. Dennoch evoziert die Unschärfe vordergründig Ohnmacht; die Opfer bleiben aus bislang unbekanntenen Gründen hinter einem typographischen Zaun und damit dem verzerrten Blick der Leserschaft verborgen. Dass sowohl List als

²¹ <https://danieloliverbachmann.de> (24.3.2022).

auch Rowohlts einen Schutzumschlag wählen, lässt sich auf verlegerische Selbstdarstellung und die Anspruchshaltung der Verlage zurückführen.

In Probsts Selbstzeugnis werden die titelzentrierten, typographischen Verhältnisse des Umschlagrückens auf der Umschlagsvorderseite weiter zugunsten des Titels angepasst: Dieser ist nochmal vergrößert und vertikal zentriert. Neben dem Titel dominiert das Porträt des Opfers die Vorderseite; anders als bei Kampusch vermittelt dieses keine selbstbewusste Haltung. In unschuldiger Haltung – im Gewand des Klosterschülers – scheint der Junge Probst zwischen der mauerhaft gebrochenen Schrift des Titels und der realen Mauer hinter ihm gefangen. Die gebrochene Struktur evoziert einerseits die Gebrochenheit des Kindes und andererseits eine Schweigemauer zwischen Internat und Öffentlichkeit. Der Verlagsschwerpunkt „Schicksale“ lässt keine differenzierte Betrachtung erwarten; folglich wird der schlagzeilenhafte Titel durch das dem Sensationsjournalismus entlehnte Register verstärkt.²² Der Appell an die Leserschaft verbindet sich im Untertitel emphatisch im Sinne der verkaufsorientierten Leserlenkung mit einer „traumatische[n] Kindheit“ und gipfelt im „furchtbare[n] Skandal“.

7.3 Die Umschlagsrückseite und Klappentext

Die Schutzumschlagrückseite von *3096 Tage* wird in einer Fortführung der in den vorherigen Peritexten beschriebenen Perspektive durch ein programmatisches Zitat Kampuschs eingeleitet: „Ich fühle mich nun stark genug, die ganze Geschichte meiner Entführung zu erzählen.“ An dieser Stelle kommt es zur ersten Diskrepanz zwischen ihrer Aussage und dem verlegerischen Text, der sich des Registers des Sensationsjournalismus bedient.²³

Natascha Kampusch erlitt das schrecklichste Schicksal, das einem Kind zustoßen kann: Am 2. März 1998 wurde sie im Alter von zehn Jahren auf dem Schulweg entführt. Ihr Peiniger, der Nachrichtentechniker Wolfgang Priklopil, hielt sie in einem Kellerverlies gefangen – 3096 Tage lang. Am 23. August 2006 gelang ihr aus eigener Kraft die Flucht. Priklopil nahm sich noch am selben Tag das Leben.

Jetzt spricht Natascha Kampusch zum ersten Mal offen über die Entführung, die Zeit der Gefangenschaft, ihre Beziehung zum Täter und darüber, wie es ihr gelang, der Hölle zu entkommen.

Schlaglichtartig beleuchtet der Text die Rahmenpunkte der Entführung und positioniert Kampusch als Opfer; nur in der Erwähnung „aus eigener Kraft“ findet sich noch ein entstigmatisierendes Element. Dass erst im Klappentext detailliertere Informationen zum Geschehen folgen, verdeutlicht die Voraussetzung einer Vertrautheit mit dem Fall

²² Rieske et al. zufolge sind „Risikofaktoren relationale Phänomene“ (2018: 8). So ist die körperliche Unterlegenheit eines Kindes erst dann ein Risikofaktor, wenn sie durch das Kraft- und Machtungleichgewicht zu einer erwachsenen Person ausgenutzt wird (vgl. ebd.: 8).

²³ Alle Unterstreichungen in den folgenden Blockzitatzen stammen vom Verfasser dieses Beitrags und dienen der Kenntlichmachung relevanter Phrasen sowie Passagen.

auf Seiten der Leserschaft. Eine Kontextualisierung abseits der oben erwähnten Rahmenpunkte ist nicht nötig; der Klappentext kann sich damit direkt der atmosphärischen Darstellung der Entführungssituation widmen:

Als sie am frühen Morgen des 2. März 1998 auf dem Weg zur Schule von einem Mann in einen weißen Lieferwagen gezerrt wird, glaubt sie, bald sterben zu müssen. Stunden später liegt die Zehnjährige eingewickelt in einer Decke, auf dem kalten Fußboden im Keller eines Einfamilienhauses. Um sie herum herrscht absolute Dunkelheit, die Luft ist schal und stickig. Hier, in dem nur knapp fünf Quadratmeter großen Verlies, wird Natascha Kampusch die nächsten achteinhalb Jahre leben. Wolfgang Priklopil ist der einzige Mensch, dem sie sich anvertrauen kann. Sie wird von ihm misshandelt, gedemütigt, gepeinigt und unterdrückt. Erst im Sommer 2006 gelingt ihr die Flucht, die sie vom ersten Tag ihrer Entführung an plant.

Heute erst fühlt sich Natascha Kampusch stark genug, ihre eigene Sicht der Geschehnisse zu schildern. Offen und schonungslos berichtet sie von ihrer schwierigen Kindheit, der Gefangenschaft, den körperlichen und seelischen Misshandlungen. Aber sie beschreibt auch, wie sie in dieser ausweglosen Situation lernte, den Verbrecher in Schach zu halten. Es ist die Geschichte einer Kämpferin, die Unvorstellbares durchhielt und sich nie brechen lies.

Redundante Wortfolgen wie „absolute Dunkelheit“, „schal und stickig“, „misshandelt, gedemütigt, gepeinigt und unterdrückt“, „schonungslos“ und „ausweglosen Situation“ konkurrieren mit der „Geschichte einer Kämpferin, die Unvorstellbares durchhielt und sich nie brechen lies“. Die letztere, von Kampusch seit 2006 vertretene Haltung, steht den Verkaufsargumenten des verlegerischen Peritexts gegenüber. Indem Kampusch als Opfer nicht nur des Täters, sondern auch familiärer Verhältnisse dargestellt wird, appelliert der Verlag an die emotionale Reaktion der Leser:innen. Der Peritext oszilliert damit zwischen Stigmatisierung und Heroisierung.

Der Klappentext nennt zum ersten Mal die Namen der Mitverfasserinnen, „Heike Gronemeier“ und „Corinna Milborn“: Gronemeier ist als „Ghostwriterin und Lektorin freiberuflich tätig“ und wird sowohl beim Beck-Verlag als auch bei Penguin Random House geführt. „Corinna Milborn“, ihrerseits „Politikwissenschaftlerin, Buchautorin und Journalistin“, nimmt als öffentlichkeitswirksame Moderatorin stets am österreichischen politischen Zeitgeschehen teil. Beide Namen betonen damit die Seriosität des Selbstzeugnisses, aber auch dessen zeitgeschichtliche Bedeutung. Typographisch bleibt Kampusch die zentrale Figur: die Schriftgröße ihrer Beschreibung dominiert den Klappentext.

Die Schutzumschlagrückseite bei Dehmers setzt den bisherigen Peritext stilistisch fort. Trotz der typographischen Kohärenz gibt jedoch auch hier der rückseitige Text die Neutralität auf.

----- ENDLICH:
JÜRGEN DEHMERS BERICHTET AUS
EIGENER ERFAHRUNG, WAS IN
DER ODENWALDSCHULE WIRKLICH
GESCHAH. -----

*SEIN ERSCHÜTTERNDES FAZIT:
„ES WAR NICHT SO, WIE ES IN
DER ZEITUNG STEHT, ES WAR
VIEL SCHLIMMER ...“ – – – – –*

Die Identifikation von Verfasser und Opfer wird hier vervollständigt; in Verbindung mit den hervorgehobenen Phrasen ruft der personalisierte Appell eine gegenüber dem Titel nochmals verstärkte emotionale Reaktion der Leserschaft hervor; zugleich fordert das abgebrochene Zitat auch typographisch zum Weiterlesen auf. Es scheint somit, als sei zunächst einmal vor allem die (Schutz-)Umschlagsrückseite ein Schauplatz verlegerischer Verkaufsargumente.

Wie bereits bei Kampusch ähnelt der Klappentext einem diskurslinguistisch agonalen Zentrum, in dem der Kampf zwischen Verfasser:innen und Verlag ausgefochten wird. Mit Verweis auf die „pädagogische[] Modellschule“ oder „hochgelobte[] Reformschule“ wird die Veröffentlichung des Selbstzeugnisses zeitkritisch begründet; dass diese beiden Phrasen von „sexuelle Übergriffe“ und „sexuelle Missbrauch“ begleitet werden, untergräbt den Anspruch der Schule. Moralisch wird die Veröffentlichung damit begründet, dass „mehr als ein Dutzend Lehrer und Erzieher zu den Tätern gehören“; in Verbindung damit erneuert das „ich“ des Titels, Jürgen Dehmers, den Appell zur Gesamtaufklärung.

Der nun eindeutig als Opfer identifizierbare Verfasser trifft auf den Peritext. Dehmers ist im verlegerischen Sensationsregister oder „Aufklärungskrimi“ ein Opfer „massiver Traumatisierungen und ideologischer Gehirnwäsche“ mit „schrecklichen Erlebnissen“ und „unheilbare[n] Verletzungen“, zugleich aber „Initiator der Aufklärung“, der „trotz“ dieser Zustände „die Täter und ihre Helfer“ anklagt und „demaskiert“.

Jedes Segment des Peritexts bietet neue Informationen, welche die Leserschaft zum Weiterlesen motivieren sollen; folglich enthält –im Stile eines Krimis – das letzte Segment ein Aufeinandertreffen der Protagonisten.

*„Jürgen Dehmers“
ist das Alter Ego eines Autors, der als Schüler in den 80er Jahren die Odenwaldschule besuchte und dort eines der Opfer des Schulleiters Gerold Becker wurde. Seit über einem Jahrzehnt versucht er, die Täter, Mittäter, Schweiger und Vertuscher mit ihren Verbrechen zu konfrontieren. Im Jahr 2010 gelang ihm die weitreichende Vernetzung der Betroffenen, und er findet endlich bei einer breiten Öffentlichkeit Gehör.*

*„Unser Mann des Jahres 2010.“
Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*

Ein „unbekannter Rächer“ unter dem Namen „Jürgen Dehmers“ trifft auf „Gerold Becker“ und andere „Täter, Mittäter, Schweiger und Vertuscher“. Der Täter Gerold Becker wird vom Namen des Opfers und der renommierten FAZ umzingelt. Wie die Mitverfasserinnen bei Kampusch befreit auch die FAZ das Selbstzeugnis vom Vorwurf des Sensationsjournalismus und verweist auf die kulturpolitische Bedeutung der Veröffentlichung.

Hervorzuheben ist die fortwährende Stärkung des Opfers. Während Schutzumschlagsrücken und Schutzumschlagsvorderseite die Identität von Opfer und „ich“ nur andeuten, entwickelt der Klappentext den Bericht „aus eigener Erfahrung“ und Dehmers zum „Initiator der Aufklärung“, dem am Ende die weitreichende Vernetzung der Betroffenen“ gelingt, wodurch er zum „Mann des Jahres 2010“ wird.

Während das Selbstzeugnis von Jürgen Dehmers zwischen Dokumentation und Krimi oszilliert, positioniert sich die Umschlagsrückseite bei Probst eindeutig.

Alexander J. Probst erleidet im katholischen Internat der weltberühmten Regensburger Domspatzen das schrecklichste Schicksal, das einem Kind zustoßen kann: Im Alter von nur acht Jahren wird er blutig geschlagen, gequält, später unzählige Male sexuell missbraucht. Mit in der Verantwortung: Domkapellmeister Georg Ratzinger, Bruder des späteren Papst Benedikt XVI. Erst als sich Alexander mit elf Jahren seinem Vater offenbart, wird er befreit.

Lange Jahre unterdrückt er das erlittene Trauma, doch kurz vor seinem 50. Geburtstag bricht er zusammen. Er beschließt, Gerechtigkeit zu fordern. Wieder muss er ein Trauma erleiden - dieses Mal durch Leugnung und Verunglimpfung. Doch Alexander J. Probst gibt nicht auf. Er gründet die „Gesellschaft gegen das Vergessen“ und das „Missbrauchsarchiv“, damit sich immer mehr Betroffene hilfesuchend an ihn wenden können, und zwingt die Kirche an den runden Tisch.

Als erstes Opfer enthüllt er in diesem Buch seine komplette Leidensgeschichte mit all ihren Auswirkungen. Schonungslos und aufrüttelnd wirft er Licht auf den ganzen Skandal, der zwischen 1953 und 1992 über 400 junge Leben zerstört hat.

Die beiden Superlative „weltberühmten“ und „schrecklichste“ stehen einander gegenüber und zwischen ihnen erneut das Kind; parataktische Satzgefüge erhöhen das Tempo. Im Verlauf des ersten Absatzes weitet sich der Skandal geographisch vom Internat zu den Domspatzen über zu Georg Ratzinger bis hin zu dessen Bruder Papst Benedikt XVI. im Vatikan aus. Neben dem Namen „Ratzinger“ führt auch der zweite Absatz leseraktivierende Schlagworte wie „Trauma“, einen psychischen Zusammenbruch, „Leugnung und Verunglimpfung“, „Leidensgeschichte“, „Schonungslos und aufrüttelnd“ und „Skandal“. Ähnlich wie zuvor Kampusch und Dehmers wird der Protagonist entgegen der Erwartung nicht durch die Akkumulation aversiver Ereignisse eingeschüchtert; stattdessen stellt sich der erwachsene Probst der Institution und kehrt die auf Umschlagsrücken und -vorderseite dargestellten Machtverhältnisse.

Jedes der Selbstzeugnisse enthält damit ein vom (Schutz-)Umschlagsrücken bis Klappentext durchgehaltenes Narrativ. Bereits der „*Umschlagsrücken* [Hervorhebung im Original], ein schmaler aber strategisch natürlich wichtiger Raum“ (Genette 2019: 32) ist an die jeweiligen „corporate identity“ der Verlage angelehnt und leitet eine nicht unwesentliche Leserlenkung ein. Alle drei Selbstzeugnisse oszillieren dabei zwischen Selbstbemächtigung und verlegerischem Peritext; das jeweils unterschiedliche Ausmaß der Stigmatisierung der Verfasser:innen scheint in gewissem Maß vom medialen Epitext bestimmt. Kampuschs Selbstzeugnis vermittelt *agency* in der Darstellung einer selbstbewussten und vom Epi- sowie Peritext unabhängigen Person; da ihr Name genug

Verkaufsargumente schafft, muss der Peritext nur atmosphärisch an die Leserschaft appellieren. Dehmers wird neben dem verlegerischen Aufklärungsanspruch durch die narrative Bemächtigung zum Gegenspieler aufgebaut; der dokumentarische Anspruch kann durch die weitreichenden Aufklärungskampagnen infolge der Verflechtungen zwischen der Bildungspolitik und Gerold Becker gewahrt werden. Alexander J. Probst tritt in einer Entwicklung vom unschuldigen Kind zum starken Erwachsenen dem institutionellen, kirchlichen Missbrauch alleine entgegen; der reißerische Peritext ist dabei notwendig, um auf den Missbrauch aufmerksam zu machen und den Schweigepanzer der Kirche zu durchbrechen.

8. Semantische und narrative Aspekte der Selbstbemächtigung

Auch wenn der Aspekt der Selbstbemächtigung gegen mediale Diskurse, die dem Epitext angehören, und den verlegerischen Peritext weiterhin den Schwerpunkt der folgenden Vertiefung am Text bilden, ergeben sich aus den bisherigen Beobachtungen weitere Fragen: Inwiefern nimmt der Kontext Einfluss auf die untersuchten Selbstzeugnisse? Werden die Narrative der Selbstzeugnisse durch normative Genderstereotype beeinflusst?

Natascha Kampusch stellt ihrem Selbstzeugnis ein Zitat aus Judith Hermans Standardwerk *Die Narben der Gewalt. Traumatische Erfahrungen verstehen und überwinden* (1992) voran und leitet damit die Selbstbemächtigung ein. Kampusch macht sich eine Analyse ihrer psychischen Disposition zu eigen und relativiert damit die von medialer Seite angebotenen Deutungen.

Die Lektüre Hermans spiegelt sich in Kampuschs retrospektiv vorgenommener Reflexion wider. Hermans Beschreibung, nach welcher sich, „[w]enn Vater oder Mutter [...] die Individualität und Würde des Kindes in gewissem Rahmen anerkennen, [...] das Kind geliebt und respektiert“ fühlt, wohingegen es bei Vernachlässigung zum Verlust der „Kontrolle über die Körperfunktionen“ (Herman 2018: 64) kommt, wird im ersten Kapitel Kampuschs aufgegriffen. Sie spricht von „einer Welt, die keine Gefühle zulässt“ (Kampusch 2010: 19), „eine[r] Phase in meiner Kindheit, in der [...] [a]us einer selbstbewussten kleinen Person [...] nach und nach ein unsicheres Mädchen“ (ebd.: 25) wurde, dessen „Bettnässen [...] mein Leben beeinträchtigte“ (ebd.: 27) und das von „eine[r] alltägliche[n] Form von Gewalt“ begleitet wurde, die „mein Selbstwertgefühl langsam zerstörte.“ (ebd.: 30). Statt jedoch die Folgen solcher Vernachlässigung in den Vordergrund zu rücken, entwickelt Kampusch daraus eine „Härte“, die mir „wahrscheinlich das Leben gerettet“ (ebd.: 36) hat.

Die an dieses Kapitel anschließende Entführungsszene weist deutliche Parallelen zur Anamnese einer Dissoziation von heißem und kaltem Gedächtnis auf. In Anlehnung daran schreibt Kampusch, dass „[d]er Boden, auf dem die eigene Persönlichkeit steht, [...] einen Riss“ (ebd.: 53) bekommt und „alles in [ihr] ein einziger Schrei“ (ebd.: 46) gewesen sei. Passagen, nach denen sie nach „wenigen Tagen mit meinem Entführer in meinem Gefängnis saß und Halma, Mühle und Mensch ärgere Dich nicht spielte“ (ebd.: 68), beweisen psychologisches Verständnis für ein Phänomen, das als „doubling“ (Fischer 2003: 255) bezeichnet wird. „Die Persönlichkeit [der Täter] dissoziiert in zwei relative autonome Teilbereiche, die untereinander eine höchst dialektische Beziehung aufrechterhalten“ (ebd.; vgl. Herman 2018: 87).

In anderen Bereichen findet die Selbstbemächtigung durch die Auswahl, Struktur und Präsentation von Informationen statt. Obwohl Kampusch eine Liste von Entführungsfällen im selben Zeitraum im deutschsprachigen Raum anführt, ist insbesondere die Darstellung des Falles Marc Dutroux aus dem belgischen Raum auffällig (vgl. Kampusch 2010: 37 ff.). Eines seiner Opfer, Sabine Dardenne, veröffentlicht im Jahr 2004 ein Selbstzeugnis über die Entführung: *Ihm in die Augen sehen – Meine verlorene Kindheit*. Auch wenn es nicht erwähnt wird, lässt Kampuschs akribische Auflistung von Entführungen in Deutschland und auch die Beschäftigung mit dem Fall Dutroux die Vermutung zu, dass es ihr bekannt war. Zudem beschreibt sie den medialen Umgang mit Dardenne ausführlich: Dardenne sei im Gegensatz zu ihr selbst nur „wütend“, so dass sie sich „in Sabine Dardenne nicht wiederfand.“ (ebd.: 209). Die Ausparung dieses Selbstzeugnisses sichert Kampusch in der deutschsprachigen Rezeption die Vorreiterstellung in der Entstigmatisierung der Opferperspektive.

Ähnlich souverän beschreibt sie sich auch während der ersten Vernehmung. Die dabei anwesende Polizistin bricht ihr Schweigeversprechen bereits kurz nach der Vernehmung: „Es tat ihr furchtbar leid, aber wie alle war sie mit der Situation überfordert.“ (ebd.: 270). Die Autorität, mit der Kampusch in Interviews kurz nach der Befreiung über die Geschichte verfügt und das Selbstbewusstsein sowie der Anspruch, mit dem sie ihr Selbstzeugnis verfasst, impliziert, dass sie sich aus der Zuschreibung „alle“ ausnimmt.

Dem Bericht über familiäre Probleme und die physische – hier zitiert sie zu Hunger und körperlichen Verletzungen aus ihrem Tagebuch (vgl. ebd.: 205 f.; 225 ff.; 255 f.) – sowie psychische Folter – „Der Täter ließ während meiner ersten Tage im Verlies rund um die Uhr das Licht brennen“ (ebd.: 63); „Der Täter konnte nun ohne Vorwarnung einfach in mein ‚Leben‘ hineinhören“ (ebd.: 114) – sowie der von Herman beschriebenen „überwältigenden Macht“ des Missbrauchs steht ein selbstbewusstes Selbstzeugnis entgegen, dessen Geschehnisse „nicht leicht zu erklären“ (ebd.: 188) seien.

Kampusch jedoch beweist sich und dem Epi- bzw. Peritext, dass sie erklärbar sind; sie gewinnt die Deutungshoheit über die Geschehnisse und folgt ihrer Ankündigung, ein Buch darüber schreiben zu wollen. Auch über den Täter, dessen Wunsch, „ihn ‚Mastro‘ zu nennen“, sie widerstanden habe, sagt sie, dass er „aber auch in gewisser Weise von mir abhängig war.“ (ebd.: 123). Sie schreibt mit *3096 Tage* gegen die öffentliche Stigmatisierung als Opfer an; bewusst bezeichnet sie dabei den „Entführer“ als nicht „nur gut und nur böse“, auch wenn dies „Sätze [seien], die man von einem Entführungsoffer nicht gerne hört“ (ebd.: 175) und behält sich dabei die Kontrolle über jegliche Informationen bezüglich eines tatsächlichen sexuellen Missbrauchs (vgl. ebd.: 187). An anderer Stelle weist sie den medialen Vorwurf des Stockholm-Syndroms zurück, indem sie die Umstände des Banküberfalls in Stockholm 1973 detailliert darlegt und Unterschiede betont (ebd.: 192 f.). Sie schließt ihr Selbstzeugnis, indem sie die erfolgreiche Bewältigung der Vergangenheit konstatiert: „Und diese Freiheit beginnt erst jetzt, vier Jahre nach dem 23. August 2006. Erst jetzt kann ich mit diesen Zeilen einen Schlussstrich ziehen und wirklich sagen: Ich bin frei.“ (ebd.: 284).

Im Sinne der historischen Betrachtung sowie der auffälligen inhaltlichen und strukturellen Parallelen kann Dardennes sechs Jahre zuvor erschienenen Selbstzeugnis *Ihm in die Augen sehen* als Hypotext bezeichnet werden. Ihr Narrativ beginnt mit der Entführung 1996 und endet nach dem Gerichtsprozess 2004. Dardenne beschreibt dabei

das dissoziative Erleben der Entführung (Dardenne 2004: 24); die auf sie folgenden Selbstzeugnisse unterscheiden sich davon insofern, als sich Dardenne psychotherapeutischer Behandlung verweigert und Selbstdeutungen ablehnt (ebd.: 200). Im der Entführung gewidmeten Teil beschreibt sie zwar die physische und psychische Folter (ebd.: 34 ff.), bietet mit der Aussparung von Einzelheiten der sexualisierten Gewalt jedoch eine Vorlage für Kampuschs Aussparungen.

Zu keinem Zeitpunkt durchschaut sie das von Dutroux konsequent aufrechterhaltene Netzwerkszenario, in welchem er selbst im Sinne des *doubling* als Retter fungiert (vgl. ebd.: 39 f., 44, 49 f., 143 f.); Kampusch schreibt sich demgegenüber eine überlegene Position zu. Eine weitere Parallele findet sich in der Isolation beider Opfer. Dutroux erzeugt erfolgreich Schuldgefühle bei Dardenne, die sich in ihren nie versandten Briefen an die Eltern eine Mitschuld durch schlechtes Verhalten gibt (ebd.: 49). Während Kampusch sich bereits vor der Entführung als ungeliebt fühlt, finden sich ähnliche Passagen bei Dardenne erst nach der Befreiung. Schon bei Dardenne ist ihre „Oma [...] meine Stärke, der felsenfeste Beweis dafür, dass ich bedingungslos geliebt wurde“ (ebd.: 185), wohingegen „seit meiner frühesten Kindheit zwischen meiner Mutter und mir [eine Distanz] herrschte.“ (ebd.: 214).

In diesem zweiten Teil des Narrativs treten Aspekte der Selbstbemächtigung gehäuft auf. Ihre Forderung nach Nahrungsmitteln führt zur Anerkennung „einer für mein Alter erstaunlichen Stärke“ durch die „Untersuchungsbeamten“ (ebd.: 171); Kampusch wird später nicht auf die Anerkennung angewiesen sein, sondern die Schwäche der Exekutive hervorheben. Auch diese Passagen sind allerdings möglicherweise von Dardenne beeinflusst.²⁴

Bereits Dardenne sieht sich als „Opfer der Paparazzi und all dieser Leute“ (ebd.: 210), die „ein menschliches Wrack [...] erwarteten“ (ebd.: 180) und ihr sogar die Deutungshoheit vor Gericht absprechen wollen, mit dem Argument, sie „sei ständig betäubt gewesen [...] und könne [s]ich wahrscheinlich an nichts erinnern.“ (ebd.: 237). Gegen diesen Epitext – „Schriftsteller und Journalisten hatten bereits mehr als fünfzehn Bücher darüber geschrieben“ (ebd.: 240) – präsentiert sich ihr Selbstzeugnis zunehmend als eigene Wahrheit, bis sie schließlich während der Verhandlung ohne zu warten „bis der Präsident nach mir rief“ „entschlossenen Schrittes“ (ebd.: 257) zur Zeugenaussage antritt. Archetypisch für die nachfolgenden Selbstzeugnisse löst Dardenne damit den Anspruch ein, „alle „verschiedenen Teile dieses gigantischen und dunklen Puzzles [...] in meinem Gedächtnis [zu] sortieren. Auf eine definitive und endgültige Art und Weise. Einfach ein Buch in meinem Regal.“ (ebd.: 276).

Jürgen Dehmers' Selbstzeugnis weist bereits im Inhaltsverzeichnis einen anderen Schwerpunkt auf. Während *3096 Tage* von der Entführung bestimmt wird, befassen sich bei Dehmers zwei Drittel mit der Aufarbeitung; auch die Ambiguität der Widmung „Meinen Geschwistern | denen die sprechen und denen die schweigen | den Lebenden und den Toten“ richtet sich nicht nur an die Opfer, sondern auch an den Täter Gerold Becker, der 2010 verstarb und ebenso wie andere Täter:innen nicht mehr belangt werden konnte.

24 „Wie alle habe ich die Einzelheiten über seinen lächerlichen Fluchtversuch in der Presse nachgelesen. [...] Er hatte einen Gendarmen niedergeschlagen, einen anderen angerempelt und dessen Dienstwaffe an sich genommen [...]. [...] Es war ein Waldhüter, der ihn geschnappt hatte! [...] Natürlich dachte ich mir: „Wenn sie nicht in der Lage sind, ihn besser bewachen zu lassen, werden wir Schwierigkeiten haben, den Fall abzuschließen!“ (Dardenne 2004: 206).

Ähnlich wie Kampusch expliziert Dehmers die Funktion des Schreibens:

Wozu noch ein Buch über die Odenwaldschule? Es haben alle berichtet. Alle? Alle! [...] Focus, Stern, Frankfurter Rundschau, taz, Spiegel, Die Zeit, Frankfurter Allgemeine Zeitung, die Süddeutsche, [...]. Die Idee, ein Buch über die Causa Odenwaldschule zu schreiben, hatte ich schon lange, ich will die Geschichte aufgeschrieben haben. Wirklichkeitskonstruktion via Schrift auf Papier. Es ist mir wichtig, die Definitionsmacht über meine Erlebnisse zu behalten. Was geschrieben steht, existiert [Hervorhebung im Original] (Dehmers 2011: 11f.).

Auch Dehmers berichtet stets retrospektiv reflektierend von den Ereignissen und thematisiert seine eigene Traumatherapie nach der EMDR-Methode an verschiedenen Stellen (vgl. ebd.: 193 ff.). Die erste Beschreibung des Missbrauchs erinnert an die Entführungssituation bei Kampusch und ist psychologisch informiert: „Ich erstarrte, ich bekam einen Adrenalinausstoß, der sich wie ein Stromschlag im ganzen Körper verteilte. Ich dachte nichts und alles gleichzeitig. Wollte ich weglaufen? Wollte ich mich wehren?“ (ebd.: 50). Die dissoziative Erfahrung wird im Anschluss durch eine Selbstdeutung fachlich kontextualisiert; damit schafft Dehmers auch eine Distanz zwischen sich und dem Ereignis: „Das menschliche Gehirn spaltet Erlebnisse traumatischer Qualität einfach ab. Dissoziation. Überlebensmechanismus. [...] Weder konnte mein Gedächtnis die Information zur Verfügung stellen noch mein Sprachzentrum auf die dissoziierten Erlebnisse zugreifen.“ (ebd.: 58).

Auch das Wiedererleben der beschriebenen Erfahrung wirkt informiert, etwa durch den von Fischer nach Terr definierten späteren „Äußerungsmöglichkeiten [zu] Kindheitstraumata“, von denen eines „Wiederkehrende, sich aufdrängende Erinnerungen [beschreibt.] Neben visuellem Wiedererleben als häufigster Form kommen auch taktile und akustische Erinnerungen oder Gerüche vor. [Kursivierung im Original]“ (Fischer 2003: 273). So heißt es bei Dehmers: „Mein Puls schlug höher, ich begann zu schwitzen, Adrenalin schoss durch meine Adern. Ich hatte sofort wieder ein Gespür für die Gefahr, die von Becker ausging. Ich hatte sofort wieder Bilder in meinem Kopf von meinen Erlebnissen mit ihm.“ (2011: 7).

Während Kampuschs aversive Erfahrung in der Begegnung mit einem Einzeltäter stattfindet, ist es bei Dehmers die Auseinandersetzung mit einer scheinbar übermächtigen, ideologisch aufgeladenen Institution. Dehmers baut Becker als „eine[n] der bedeutendsten Pädagogen der Bundesrepublik“ (ebd.: 8) auf, der „auf perfide Weise [...] Mitarbeiter[] [einstellte], die [...] von ihm abhängig waren“ (ebd.: 55) und unter dessen Führung Schüler:innen „besonders heftig gequält wurden, [u]m ihrem Familienoberhaupt ein besonders eindrucksvolles Erlebnis zu verschaffen.“ (ebd.: 37).²⁵ Im Verlauf des Selbstzeugnisses dekonstruiert er jedoch sowohl Becker als auch die Odenwaldschule. Deren reformpädagogischer und freiheitlicher Anspruch sei durch die Wahl der Klientel untergraben worden und habe lediglich als Deckmantel zum Missbrauch gedient: „Die Odenwaldschule war ja kein Spiegel der Gesellschaft. Es kamen die von

²⁵ Die zuletzt zitierte Passage bezieht sich nicht auf eine Situation, bei der Becker anwesend war; das Selbstzeugnis berichtet von solchen Situationen jedoch an anderer Stelle.

ganz oben und die von ziemlich weit unten. Die Mitte fehlte weitgehend.“ (ebd. 33).²⁶ Stattdessen „[bekamen] hier Schüler zum Abitur Sportwagen aus Stuttgart-Zuffenhausen geschenkt“ (ebd.: 25); er konstatiert: „Ich kann mich an kein einziges Gespräch erinnern, das die sozialen Kasten zum Thema hatte.“ (ebd. 33) Als „Initiator der Aufklärung“ konfrontiert Dehmers ein bildungspolitisches System, das „nicht mit uns gerechnet“ (ebd. 8) hat. Wichtig wäre hierbei zu erwähnen, dass an der Odenwaldschule nicht nur Männer, sondern auch Frauen zu Täter:innen wurden; „Täterschaft wird allgemein als vergeschlechtlicht gedacht, und zwar als männlich.“ (Rieske et al. 2018: 20).²⁷

Im vielleicht persönlichsten Aspekt der Selbstbemächtigung betont Dehmers ähnlich wie die Opfer des Holocaust die eigene körperliche Stärke und vergleicht den Aufarbeitungsprozess mit einem Triathlon. Das Selbstzeugnis beginnt mit der Beschreibung eines „Ironman-Triathlon“ 1995 in einem der „schwierigsten Wettkämpfe“, den Dehmers trotz „eine[s] Krampf[es] im Oberschenkel“ mit „entspannte[m] Gesicht“ beendet (ebd.: 9). Parallel dazu beginnt die Aufarbeitung 1998. Ähnliche Parallelführungen tauchen wiederholt an kritischen Stellen auf (vgl. ebd. 163 ff.). Zwei Aspekte dürfen bei der Lektüre solcher Parallelführungen nicht außer Acht gelassen werden: Der Triathlon fungiert gleichzeitig als Bewältigung der traumainduzierten Alkohol- und Medikamentensucht; Alkohol dient durch die Genderstereotype, denen Männer als Opfer ausgesetzt sind, häufig als bevorzugtes Mittel anstelle „der Konfrontation und Bearbeitung“ (Rieske et al. 2018: 22); auch wenn dies zunächst nicht intuitiv erscheint, darf hier – wie bei Probst – die Traumaerfahrung als nicht weniger existentiell bedrohlich angenommen werden als bei Opfern des Holocaust. Dies gründet sich in der höchst subjektiven und nicht vergleichbaren Erfahrung eines Traumas.

Dehmers, der die Aufklärung selbst einleitet, kann dadurch auch dem medialen Epitext einen eigenen Epitext entgegenstellen; so ist das Selbstzeugnis von Mailverläufen, Zeitungsartikeln und SMS durchzogen. Wie es beginnt, so endet auch Dehmers Selbstzeugnis in einer narrativen Parallele zu Kampusch: „Die Vergangenheit war in diesem Moment – fast vorbei.“ (Dehmers 2011: 319). Das Ziel wird im Augenblick der Niederschrift des Selbstzeugnisses erreicht; die Vergangenheit wird als bewältigbar präsentiert.

Alexander J. Probst nimmt in seinem Selbstzeugnis keine zeitliche Zweiteilung in Vorgeschichte/Entführung bzw. Missbrauch/Aufarbeitung vor. Stattdessen laufen beide Erzählstränge parallel und werden typographisch unterschieden: Der Erzählstrang der Vergangenheit beginnt mit dem Eintritt in die Schule, ausgelöst durch eine familiäre Vernachlässigung durch die Schwiegermutter und ist im Romanstil in der Serifenschrift Times New Roman verfasst. Der Zeitraum ab 2010 ist in einer nüchternen Nicht-Serifenschrift verfasst. Auch er beginnt sein Selbstzeugnis mit einer programmatischen Einleitung: „Genau davon handelte diese Geschichte. Erwarten Sie nicht, dass sie dunkel beginnt und dunkel endet.“ (Probst 2017: 10).

Probst thematisiert die Folgen der traumatischen Erlebnisse: Noch Jahrzehnte später kann er weder Klavier spielen noch erklären, warum es ihm nicht gelingt (ebd.: 75). Ähnlich verhält es sich mit den Briefen, die von den Schülern an die Eltern geschrieben werden müssen, jedoch streng überwacht werden:

26 Zum Risikofaktor sozialer Hintergrund, vgl. Rieske et al. 2018: 9 f.

27 Zur Problematik dieser Tatsache für Aufarbeitungsprozesse, vgl. Rieske et al. 2018: 20 ff.

Das einzige Wahre in den Briefen lässt sich nicht lesen, aber man kann es sehen. [...] Während meine Zeugnisse in der Vorschule meist noch eine Zwei aufweisen, wenn es um die Schrift geht, wird [...] meine Schrift [auf dem Musikgymnasium] völlig krakelig, beinahe unlesbar (ebd.).

Wie Kampusch und Dehmers finden sich auch bei Probst dissoziierte Missbrauchserfahrungen: „Ich will das nicht und ich will ihm das sagen, aber es geht nicht.“ (ebd. 129 f.).

Im Gegensatz zu den ersten beiden Selbstzeugnissen fehlen bei Probst jedoch die psychologisch fundierten Selbstdeutungen; diese Abwesenheit von fachlicher Einordnung kann dem verlegerischen Einfluss und dem Mitverfasser Daniel Bachmann zugeschrieben werden. Weder die Zielgruppe des Verlags noch Bachmanns Profil lassen ein Selbstzeugnis dokumentarischen Anspruchs erwarten. Hieran schließt sich eine weitere Beobachtung: Die beiden ersten Zitate sind dem Handlungsstrang der Aufarbeitung entnommen; zwischen den beiden Strängen lassen sich sprachliche Unterschiede feststellen. Die Passagen der Vergangenheit sind in einfacher, kindlicher Sprache formuliert. Auch hier lässt sich diese ästhetisierte und geformte Art des Sprachgebrauchs zwar nicht als Orientierung an der Zielgruppe aber als emotionalisierte Leser:innenlenkung im weiteren Sinne lesen. Hier bleibt zu erwähnen, dass Alexander J. Probst in Interviews auf eine weitaus nüchternere Art über die Vorfälle spricht, als das Vorwort und der Text dies vermuten lassen.

Die narrative und semantische Geformtheit des Narrativs – aber auch des Peritexts – lässt eine weitere Schlussfolgerung zu. Die Missbrauchsfälle Kampuschs und der Odenwaldschule haben zu einer im Vergleich weitaus größeren Anzahl an Veröffentlichungen geführt, die von der Kirche jedoch auch in der Aufarbeitung aktueller Missbrauchsfälle systematisch unterdrückt werden. Während bei Kampusch und Dehmers demnach ein Anschreiben gegen den Epi- und Peritext im Vordergrund steht, muss vor allem der Epitext bei Probst erst dadurch provoziert werden, dass sein Selbstzeugnis eine ausreichend große Leserschaft erreicht. Es steht also zu vermuten, dass es in diesem Fall einer derartigen Aufmachung bedarf, um ausreichend Aufmerksamkeit zu erregen.

Vor allem der Prolog setzt sich in sehr starker Ausdrucksweise mit der missbrauchenden Institution auseinander und betont die Relevanz der Veröffentlichung durch deren zeitaktuellen Bezug und nach wie vor existierende Strukturen aus dem Nationalsozialismus. Probst erwähnt etwa innerkirchliche Mechanismen, welche die Täter – „Bischof Gerhard Ludwig Müller“ – direkt durch den „Vertreter Gottes auf Erden, Papst Benedikt XVI., in den Vatikan versetz[en]“ (Probst 2017: 7).²⁸ An anderer Stelle wird Cornelius Hafner, der Haupttäter, als „Krebsgeschwür“ bezeichnet, welches „sich überhaupt nicht vorstellen kann, dass er solche Dinge getan haben soll.“ (ebd.: 185). Neben dieser zeitaktuellen Einbettung wird die erfahrene Entwürdigung und Entindividualisierung an nationalsozialistische Praktiken angebunden und verleiht damit der

²⁸ Auch der Internetauftritt der Regensburger Domspatzen enthielt bis 2021 keinen Verweis auf diesen Teil der Geschichte des Chores. Inzwischen nennt man zumindest „Leitlinien im Rahmen der Missbrauchsprävention bei den Regensburger Domspatzen“ und Vertrauenspersonen für Schüler sowie Ansprechpersonen im Bistum, darunter ein Dipl.-Psychologe als Kontaktperson für Opfer sexuellen Missbrauchs, sexueller Übergriffe und sexualbezogener Grenzverletzungen, vgl. <https://domspatzen.de/start/praevention/> (2.4.2022).

Notwendigkeit zur Aufarbeitung noch mehr Nachdruck (vgl. ebd.: 99). Im Internet habe eine Nummer „beim Antreten unseren Namen [ersetzt]“ (ebd.: 27); die aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts übernommene harte Erziehung findet sich in der Entwürdigung von Bettnässern wieder – ein Motiv, welches als Traumaindikator auch bei Kampusch auftaucht (vgl. ebd.: 27 f.).

Die genannten Faktoren nötigen folglich ein wesentlich stärkeres Element der Selbstvergewisserung: „Ich bin Alexander J. Probst, der Mann, der einen gewaltigen Stein ins Rollen brachte. [...] Der sich nicht davor fürchtete, Schuldige zu nennen.“ (ebd.: 7). An anderer Stelle spricht er davon, man müsse „sich Respekt verschaffen, das ist so ein Spruch, den ich von meinem Vater aufgeschnappt habe.“ (ebd.: 14). Auch bei einer Aufzählung der ergriffenen Berufe erwähnt er „50-Liter Holzfässer“ getragen zu haben und „[d]ass er heute noch immer ein muskulöser Mann [sei], verdanke [er] auch diesem Job.“ (ebd.: 30). Diese Errungenschaften, ebenso wie der Status als „Offizier der Bundeswehr“ (ebd.: 138) und nur einer von „zehn europäischen Mantrailing-Trainern der GAK9“ (ebd.: 199) zu sein, sorgen dafür, dass eine „Wahnsinnslast von mir abfällt“ (ebd.), die ihm die Stärke gibt, über den Missbrauch zu berichten.

9. Die Bedeutung männlicher Genderstereotype in autobiographischen Selbstzeugnissen

In den zitierten Passagen werden neben der ausgeprägten Selbstvergewisserung Aspekte augenfällig, die bereits aus den retrospektiven Selbstzeugnissen von Holocaustopfern bekannt sind. Der Grund hierfür ist in den nach wie vor wirkmächtigen Genderstereotypen zu suchen.

Noch in der „Einleitung“ zum 2018 erschienenen Band *Aufdeckungsprozesse männlicher Betroffener von sexualisierter Gewalt in Kindheit und Jugend* ist die Rede davon, dass es „seit den 1970ern einen Fachdiskurs über sexualisierte Gewalt gegen Kinder und Jugendliche gegeben“ hat, der in der Folge „jedoch vielfach außen vor gelassen“ (Rieske et al. 2018: 2) wurde und dem in Studien jeden Formats kaum Platz eingeräumt wird (vgl. Féron 2018: 2). Vor allem

männliche[r] Betroffene[r] [...] bilden die Mehrheit der Betroffenen [...] und haben bisherigen Erkenntnissen zufolge andere Herausforderungen in Aufdeckungsprozessen zu bewältigen, da Männlichkeitsbilder eine besondere Hürde bei der Aufdeckung von sexualisierter Gewalt bilden (Rieske et al. 2018: 3).²⁹

So nehmen Rieske et al. an, dass „1,3 bis 2,7 Mio. von 33,6 Mio. aktuell in Deutschland lebenden erwachsenen Männer[n] [...] in Kindheit oder Jugend sexualisierte Gewalt angetan worden ist.“ (2018: 7).³⁰ Ein Hinweis auf die Vernachlässigung dieses Themas liefert die Veröffentlichung von John C. Gonsiorek, Walter H. Bera und Donald Le-Tourneau, *Male Sexual Abuse*, von 1994; bereits dort wird darauf hingewiesen, dass, auch wenn „male victimization and female perpetration are likely to be a minority of the sexual abuse situations, although not a small minority“ (41), der Grund dafür eine Form von „sex-role stereotyped masculinity“ (ebd.: 40) sei.

²⁹ Auch aktuellere Studien lassen sich bei ihrer Untersuchung von sexualisierter Gewalt noch immer von diesen stereotypisierten Geschlechterkonstruktionen leiten, vgl. Salter 2013: 23 ff.

³⁰ Zur Begründung, wieso selbst diese Zahl zu niedrig angesetzt sein könnte, vgl. ebd.: 7 f.

Während vor allem im Kontext von Kriegen Gewalterfahrungen männlicher Betroffener in den Medien unerwähnt bleiben und als „exceptionality“ (Féron 2018: 115) gelten, findet diese Form der Ausklammerung auch im Kontext nicht kriegerischer sexualisierter Gewalt statt. Trotz großer Bemühungen, die „Norm der Zweigeschlechtlichkeit“ (Rieske et al. 2018: 15) zu überwinden, existieren heteronormative Geschlechterkonstruktionen, die „ständig neu hergestellt werden (*doing gender*)“ (ebd.: 16).

Als männliche Ideale gelten noch immer „Konzepte[n] wie „Rationalität, Autorität, Stärke, Wehrhaftigkeit, Lockerheit, Flexibilität, Potenzialität, Heterosexualität und Penisbesitz [sowie] das erfolgreiche Einnehmen einer souveränen Position“ (ebd.: 16 f.; vgl. Féron 2018: 6). Dies führt zu einem gesellschaftlichen Machtungleichgewicht zwischen Männern und Frauen in machtpolitischen Kontexten; mit Blick auf aversive Erfahrungen besteht dieses Ungleichgewicht in umgekehrter Richtung, wird jedoch kaum thematisiert (vgl. Féron 2018: 115). Dieses Spannungsfeld zwischen Norm und Missbrauchserfahrung führt dazu, „dass Diskurse [...] die Betroffenheit männlicher Kinder und Jugendlicher häufig ausklammern“ (ebd.: 18 f.), was durch die zusätzliche Unsichtbarkeit in den Medien verstärkt wird (vgl. Gonsiorek 1994: 46).³¹

In der Folge klammern sich Opfer selbst aus, etwa um sich vor Vorwürfen der Homosexualität zu schützen, die in heteronormativen Gesellschaften noch immer als „unmännlich“ gilt (vgl. Rieske et al. 2018: 19 f.). Dieser besonders wirkmächtige Faktor tauchte an anderer Stelle bereits in den Interviews der Überlebenden des Holocaust auf.³² Männer werden folglich im allgemeinen Diskurs eher als Täter denn als Opfer angesehen und müssen somit große Hürden hinsichtlich ihrer Glaubwürdigkeit überwinden (vgl. ebd.: 22 ff.). Diese Feminisierung vom Erleben sexualisierter Gewalt resultiert in Hürden bei der Suche nach Hilfe, vor allem, wenn es sich um Erfahrungen handelt, in der die Gewalt von Täterinnen und nicht Tätern ausgeht (vgl. Féron 2018: 3 ff.).

Für das Selbstzeugnis von Probst ist insbesondere der kirchliche Hintergrund relevant. Des Nationalsozialismus konstruierte einen „Gegensatz zwischen vermeintlich unmännlichem Christentum und männlicher NS-Weltanschauung, [der] [...] entsprechend diskursimmanente Gegenreaktionen provozierte, wonach eigentlich das Christentum männlicher sei.“ (Blaschke 2014: 85). Die Grundlage hierfür war die katholische „Marienverehrung“ (ebd.: 89) gegenüber dem von den Nationalsozialisten ideologisch geförderten „Nationalprotestantismus“ (ebd.: 88). In einer Hyperkorrektur „reagierten Katholiken mit vitaler Männlichkeitsrhetorik“ (ebd.: 90) wie sie sich in der strengen Erziehung der Domspatzen abbildet.³³

In diesem Sinne lässt sich aber auch der Verweis auf Probsts Vater, der Boxer war, als gendertypische Prägung anzunehmen. Ähnlich wie in den historischen Selbstzeugnissen spricht Probst nur einmal mit seinem Vater über den Missbrauch (vgl. Probst 2010: 180 f.); auch wenn dieser für seine Befreiung sorgt, wird der Missbrauch in der Folge nicht mehr thematisiert, stattdessen weist ihm der Vater Mitschuld zu (vgl. ebd.: 184). Probsts Entmaskulinisierung des Bettnässers gleicht den Strategien wie sie bei

31 Diese Tatsache hat inzwischen auch ihren Weg in pädagogische Leitfäden gefunden, vgl. Fobian/Lindenberg/Ulfers (Hg.) (2018).

32 Dieser Faktor wird häufig als einer der wichtigsten angeführt, vgl. Rieske 2016: 79 ff.

33 Ungeachtet der Problematik des diesem Handeln zugrundeliegenden Opportunismus mag es sich dabei auch um einen Schutzmechanismus seitens der katholischen Kirche gehandelt haben, der in den auf den Nationalsozialismus folgenden Jahren nicht mehr zurückgenommen wurde.

Nate Leipziger und Gilbert Metz beschrieben wurden: Kurt erfährt nie eine neutrale Beschreibung – dieses Faktum kann nicht allein auf die Kinderperspektive zurückgeführt werden. Wenn Probst beschreibt, dass „[w]er ständig ins Bett pieselt, [...] nicht kicken“ (ebd.: 40) kann oder ihn als „Kurt, de[n] Bettpisser“ bzw. „Pissgurke“ (ebd.: 60) bezeichnet, der „auch jedes Mal heult, wenn er geschlagen wird“ (ebd.: 43), kann dies nicht durch die oben beschriebene Kinderperspektive der Vergangenheit erklärt werden; vielmehr ist es als Versuch Probsts zu lesen, sich vom Vorwurf der eigenen Schwäche zu befreien. Die wiederholte Erwähnung der *devianten* homosexuellen Neigungen Hafners hingegen sollen Probst gegen die Unterstellung eigener homosexueller Neigungen verteidigen (vgl. ebd.: 131 ff.). Seit dem Aufkommen von Selbstzeugnissen seit den 90er Jahren findet neben dem Schreiben gegen aversive Erfahrungen auch ein Schreiben gegen Genderstereotype *statt*.³⁴

Der anfangs zitierte programmatische Anspruch wird bei Probst am Ende in einer Harmonisierung der Parallelführung beider Erzählstränge narrativ eingelöst.

10. Selbstbemächtigung als übergreifende (narrative) Strategie autobiographischer Selbstzeugnisse des Missbrauchs

Die Grundlage dieser interdisziplinären Untersuchung bildeten erkenntnistheoretische und psychologische Ansätze. Anschließend wurde die Funktion des Schreibens als Möglichkeit, Kontrolle über das erlebte Trauma zu erlangen, in ihrem gesellschaftlichen, gattungstheoretischen und historischen Kontext verortet. Weder in der Geschichts- noch in der Literaturwissenschaft wurde dem Aspekt der Selbstbemächtigung bislang viel Bedeutung beigemessen; stattdessen griff man auf kontextabhängige Selbstdeutungen zurück. Eine Lektüre historischer und retrospektiver Selbstzeugnisse unter diesem Aspekt kann dabei scheinbar kontradiktorische Elemente auflösen und eine zweite Bedeutungsebene der Texte eröffnen.

Während bei historischen Selbstzeugnissen vor allem die Abwesenheit des Missbrauchs auffällig ist, führen diskursive Veränderungen seit den 1990er Jahren zu einer steigenden Zahl an Interviews und Veröffentlichungen, die den Missbrauch thematisieren. Erst die gesellschaftliche Anerkennung und Entstigmatisierung der Opferperspektive am Ende des 20. Jahrhunderts „transformed victimhood into a respected status“ (Ludi 2012: 199; vgl. ebd.: 198) und schafft in Wechselwirkung mit der feministischen Theorie ein gesellschaftliches wie literarisches Feld, in dem Missbrauch aus der Opferperspektive thematisiert werden kann. Hier müssen normative „Stereotypisierungen und Etikettierungen“ weichen, wodurch „die alten Geschlechtsrollen – somit das Geschlechtsrollenmodell – nicht mehr selbstverständlich reproduziert werden“ (Zitzmann 2012: 114) können; ähnliches lässt sich über den Opferstatus sagen.

In der Folge bemächtigen sich Holocaustüberlebende retrospektiv gegenüber der traumatischen Erfahrung und suggerieren eine narrative Umkehr der Machtverhältnisse und damit einhergehend die scheinbare Kontrolle über die Situation.

³⁴ „Und für viele Menschen – vor allem in den asiatischen und afrikanischen Ländern – ist der Begriff des passiven Opfers als Kennzeichnung einer Person, insbesondere eines Mannes, auch heute noch problematisch, da er als Herabsetzung verstanden wird.“ (Goltermann 2017: 15). Diese Feststellung bedeutet – wie bereits festgestellt – keinesfalls, dass derartige normative Genderstereotypen in der europäischen bzw. amerikanischen Gesellschaft bereits der Vergangenheit angehören.

Wesentlich scheint dabei zu sein, dass die inhaltliche aber vor allem narrative Selbstbemächtigung als Mittel zur Bewältigung aversiver Erfahrungen fungiert. Die drei aktuellen und veröffentlichten Selbstzeugnisse bedienen sich vor allem einer narrativen Umkehr der Machtverhältnisse im Sinne einer Kontrollierbarkeit der Ereignisse. Hierbei werden unterschiedlichste Strategien angewandt: Psychologische (Selbst-)Deutungshoheit, eine Umdeutung familiärer Traumata zu individueller Stärke oder hyperkorrektive Beschreibungen der eigenen Stärke unter anderem unter dem Einfluss kulturell normativer Genderstereotype. Weiterhin ist vor allem die körperliche Selbstbemächtigung auch als therapeutisches Mittel einzuordnen. Die Unterschiedlichkeit der Situationen und Arten der Selbstbemächtigung lässt vermuten, Selbstbemächtigung sei kontextunabhängig, jedoch ohne den Prozess des Schreibens kaum zu denken.

Jedes der drei untersuchten und veröffentlichten Selbstzeugnisse beinhaltet den programmatischen Anspruch, die Deutungshoheit gegenüber dem Paratext zu behalten oder zu erlangen. Dabei oszilliert das Machtgefüge im Peritext einerseits zwischen verlegerischer Opferstigmatisierung und Verkaufsargumenten und andererseits verfassersseitiger Selbstbemächtigung; letztere scheint von der bereits bestehenden *agency* der Opfer abhängig zu sein: Probst etwa muss hinsichtlich des „Sensationsregisters“ Eingeständnisse machen, um seine Stimme gegenüber der angeklagten Institution hörbar zu machen. In jedem der Selbstzeugnisse wird der programmatische Anspruch am Ende als eingelöst betrachtet. Schreiben wird zur performativen Tat einer jeweils individuell erfahrbaren „Totalität der Welt“.

In der Einleitung zu ihrer Studie äußert Svenja Goltermann die Vermutung, es sei „gut denkbar, [...] dass die Konjunktur des Opfers bereits gekippt ist (mutmaßlich etwa in den USA) oder zu kippen beginnt, wie in weiten Teilen Westeuropas.“ (2017: 16; vgl. ebd.: 24). Die Betrachtung der vorliegenden Selbstzeugnisse stützt diese Annahme; ausnahmslos findet hier eine jeweils anders geartete Distanzierung vom Opferstatus statt, die retrospektive Umschreibungen vornimmt, um den Missbrauch selbst von der Stigmatisierung einer binären Täter-Opfer-Dichotomie zu befreien.

Weitere Untersuchungen böten die Möglichkeit, autobiographische Selbstzeugnisse unter diesem Aspekt neu zu lesen und dabei auch einen stärkeren Fokus auf die Bedeutung von Genderstereotypen zu legen – in beiden Richtungen. Nicht in jedem Fall ist die Lektüre so genau wie in dieser Arbeit durchzuführen, dennoch bietet das vorgestellte methodische Vorgehen eine Möglichkeit, vor allem veröffentlichte Selbstzeugnisse zu untersuchen; der Diskurs hat sich inzwischen dahingehend verändert, dass eine steigende Anzahl solcher Veröffentlichungen zu erwarten ist.

LITERATUR

- Anastasiadis, Anasthasios (2018): Geschichten vom Krieg, in: Ders. und Ulrich Moenning (Hg.): Trauma und Erinnerung, Narrative Versionen zum Bürgerkrieg in Griechenland, Griechenland in Europa, Bd. 4, Köln, Weimar, Wien, 77-127.
<https://doi.org/10.7788/9783412501259.77>
- The Azrieli Series Short Films (2015): Nate Leipziger – The Weight of Freedom, Introduction by Deborah Dwork, in: Azrieli Foundation (Hg.): The Holocaust Survivor Memoirs Program. Online:
<https://memoirs.azrielifoundation.org/titles/the-weight-of-freedom/> (2.3.2022).

- Bachmann, Daniel Oliver: Daniel Oliver Bachmann Storytelling. Online: <https://danieloliverbachmann.de> (25.4.2021).
- Bajohr, Frank (2015): Das „Zeitalter des Tagebuchs“?, Subjektive Zeugnisse aus der NS-Zeit, Einführung, in: Ders. und Sybille Steinbacher (Hg.): „... Zeugnis ablegen bis zum letzten“ – Tagebücher und persönliche Zeugnisse aus der Zeit des Nationalsozialismus und des Holocaust, Dachauer Symposien zur Zeitgeschichte, Bd. 15, Göttingen, 7-21.
- Barnes, Julian (2016): *The Noise of Time*, London.
- Beckmann, Sebastian (2020): Psychological aspects of unreliable narration: a literary analysis and didactic application, Reihe Alternativer Beiträge zur Erzählforschung (RABE)/Research on Alternative Varieties of Explorations in Narrative (RAVEN), Bd. 8, Trier, zugleich Dissertation Universität Heidelberg 2020.
- Beckrath-Wilking, Ulrike (2013): Dissoziation und dissoziative Störungen, in: Dies., Marlene Biberacher, Volker Dittmar und Regina Wolf-Schmid (Hg.): Traumafachberatung, Traumatherapie & Traumapädagogik, Ein Handbuch für Psychotraumatologie im beratenden, therapeutischen & pädagogischen Kontext, Fachbuch Psychotraumatologie Paderborn, 79-89.
- Beckrath-Wilking, Ulrike und Volker Dittmar (2013): Psychodynamische Ansätze: Die Psychodynamisch-Imaginative Traumatherapie, in: Dies., Marlene Biberacher, Volker Dittmar und Regina Wolf-Schmid (Hg.): Traumafachberatung, Traumatherapie & Traumapädagogik. Ein Handbuch für Psychotraumatologie im beratenden, therapeutischen & pädagogischen Kontext, Fachbuch Psychotraumatologie, Paderborn, 321-327.
- Bertsch, Katja, Tanja Penter und Svenja Taubner (2019): Fragile Identitätskonstruktionen unter der Bedingung sozialer Traumatisierung, Selbstnarrationen von Jugendlichen und jungen Erwachsenen aus dem 2. Weltkrieg und von Flüchtlingen heute, Marsilius-Essay, 36-53. Online als PDF: https://www.marsilius-kolleg.uni-heidelberg.de/md/einrichtungen/mk/mk_jahresbericht_essay_bertsch_penter_taubner.pdf (19.3.2022).
- Blaschke, Olaf (2014): Dimensionen konfessionsgeschlechtlicher Zuschreibungen im und nach dem Nationalsozialismus, in: August H. Leugers-Scherzberg und Lucia Scherzberg (Hg.): Genderaspekte in der Aufarbeitung der Vergangenheit, theologie, geschichte, Beiheft, 8, Saarbrücken, 83-95.
- Booth, Wayne C. (1961): *The Rhetoric of Fiction*, Chicago.
- bp (2008): Natascha Kampusch: Rätsel um geheime Sex-Fotos aus dem Verlies, Hamburger Abendblatt, 91, 32. Online 18.4.2008: <https://www.abendblatt.de/vermishtes/article107395873/Natascha-Kampusch-Raetsel-um-geheime-Sex-Fotos-aus-dem-Verlies.html> (25.3.2022).
- Brachmann, Jens (2019): Tatort Odenwaldschule, Das Tätersystem und die diskursive Praxis der Aufarbeitung von Vorkommnissen sexualisierter Gewalt, Bad Heilbrunn.
- Brachmann, Jens (2015): Reformpädagogik zwischen Re-Education, Bildungsexpansion und Missbrauchsskandal, Die Geschichte der Vereinigung Deutscher Landeserziehungsheime 1947-2012, Bad Heilbrunn.
- Burgsmüller, Claudia und Brigitte Tilmann (2010): Abschlussbericht über die bisherigen Mitteilungen übersexuelle Ausbeutung von Schülern und Schülerinnen an der Odenwaldschule im Zeitraum 1960 bis 2010, Wiesbaden, Darmstadt. Online als PDF: https://www.ansta-geslicht.de/fileadmin/user_upload/Geschichten/Missbrauch_-_eine_unendliche_Geschichte_auch_in_Deutschland/OSO_Abschlussbericht2010.pdf (19.3.2022).
- Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter, übersetzt aus dem Amerikanischen von Kathrina Menke, Edition Suhrkamp, 1722, Neue Folge, Bd. 722, Frankfurt am Main.
- Chaumont, Jean-Michel (2001): Die Konkurrenz der Opfer, Genozid, Identität und Anerkennung, übersetzt aus dem Französischen und Amerikanischen von Thomas Laugstien, Lüneburg.

- Dardenne, Sabine (2004): *Ihm in die Augen sehen, Meine verlorene Kindheit*, mit Marie-Thérèse Cuny, übersetzt aus dem Französischen von Eléonore Delair, Bettina Runge und Christa Trautner, München.
- dpaAFP (2009): *Premiere: Entführungsoffer moderiert Fernsehshow - Erster Gast: Niki Lauda, Natascha Kampusch - neues Leben als TV-Talkerin*, *Hamburger Abendblatt*, 124, 30. Online 29.5.2008: <https://www.abendblatt.de/vermishtes/article107410773/Natascha-Kampusch-neues-Leben-als-TV-Talkerin.html> (24.3.2022).
- dpa (2010): *Natascha Kampusch: Drei Fluchtversuche*, *Hamburger Abendblatt*, 2, 2010, 28.
- dpa (2008): *Fahndungsfehler im Fall Natascha Kampusch setzen Politiker unter Druck*, *Hamburger Abendblatt*, 37, 28. Online 13.2.2008: <https://www.abendblatt.de/vermishtes/article107373614/Fahndungsfehler-im-Fall-Natascha-Kampusch-setzen-Politiker-unter-Druck.html> (25.3.2022).
- Dusini, Arno (2005): *Tagebuch, Möglichkeiten einer Gattung*, Paderborn, München.
- Ebner, Franz (2014): *EMDR in der Traumatherapie*, in: Frank Brecht und Johannes Schröder (Hg.): *Trauma und Traumatherapie, Grenzen – Forschung – Möglichkeiten*, Schriftenreihe des Heidelberger Symposiums zur Interdisziplinären Arbeit in der Sozialpsychiatrie, Bd. 11/12, Heidelberg, 107-118.
- Eyerman, Ron, Jeffrey C. Alexander und Elizabeth Butler-Breese (Hg.) (2011): *Narrating Trauma, On the Impact of Collective Suffering*, *The Yale Cultural Sociology Series*, Boulder, Colorado.
- FAZ.NET (2010): *Kritik an Bischof Müller, „Tragweite der Situation nicht erkannt“*, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*. Online 22.3.2010: <https://www.faz.net/aktuell/politik/inland/kritik-an-bischof-mueller-tragweite-der-situation-nicht-erkannt-1954298.html> (25.4.2021).
- Féron, Élise (2018). *Wartime Sexual Violence Against Men, Masculinities and Power in Conflict Zones*, London.
- Fischer, Gottfried (2014): *Einführung in die Theorie und Praxis der Traumatherapie*, in: Frank Brecht und Johannes Schröder (Hg.): *Trauma und Traumatherapie, Grenzen – Forschung – Möglichkeiten*, Schriftenreihe des Heidelberger Symposiums zur Interdisziplinären Arbeit in der Sozialpsychiatrie, Bd. 11/12, Heidelberg, 37-59.
- Fischer, Gottfried und Peter Riedesser (2003³): *Lehrbuch der Psychotraumatologie*, UTB, Bd. 8165, München.
- Fobian, Clemens, Michael Lindenberg und Rainer Ulfers (Hg.) (2018): *Jungen als Opfer von sexueller Gewalt, Ausmaß, theoretische Zugänge und praktische Fragen für die Soziale Arbeit*, *Kompendien der Sozialen Arbeit*, Bd. 6, Baden-Baden.
<https://doi.org/10.5771/9783845293028>
- Fogelman, Eva (2010): *Sexual Abuse of Jewish Women During and After the Holocaust: A Psychological Perspective*, in: Sonja M. Hedgepeth und Rochelle G. Sidel (Hg.): *Sexual Violence Against Jewish Women During the Holocaust*, *HBI Series on Jewish Women*, Waltham, Hannover, London, 255-274.
- Füller, Christian (2015): *Die Revolution missbraucht ihre Kinder, Sexuelle Gewalt in deutschen Protestbewegungen*, München.
- Füller, Christian (2011): *Sündenfall, Wie die Reformschule ihre Ideale missbrauchte*, Köln.
- Garbarini, Alexandra (2006): *Numbered Days, Diaries and the Holocaust*, New Haven.
<https://doi.org/10.12987/yale/9780300112528.001.0001>
- Genette, Gérard (2019⁷): *Paratexte, Das Buch vom Beiwerk des Buches*, übersetzt von Dieter Hornig, mit einem Vorwort von Harald Weinrich, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 1510, Frankfurt am Main.
- Gilmour, Fairleigh (2013): *The Girl in the Cellar: Media Representations of Natascha Kampusch*, in: *Current Issues in Criminal Justice*, 25, Issue 2, 645-666.
<https://doi.org/10.1080/10345329.2013.12035988>

- Glowacka, Dorota (2020): Sexual Violence Against Men and Boys During the Holocaust: A Genealogy of (Not-So-Silent) Silence, in: *German History*, 39, Issue 1, 78-99. <https://doi.org/10.1093/gerhis/ghaa032>
- Goldberg, Amos (2017): Trauma in First Person, Diary Writing During the Holocaust, übersetzt aus dem Hebräischen von Shmuel Sermoneta-Gertel und Avner Greenberg, Bloomington. <https://doi.org/10.2307/j.ctt1zxx15p>
- Gonsiorek, John C. (1994): Part I: Assessment of and Treatment Planning and Individual Psychotherapy for Sexually Abused Adolescent Males, in: Ders., Walter H. Bera und Donald LeTourneau (Hg.): *Male Sexual Abuse, A Trilogy of Intervention Strategies*, London, New Delhi, 1-110.
- Gronemann, Claudia (2019): Autofiction, in: Martina Wagner-Egelhaaf (Hg.): *Handbook of Autobiography/Autofiction, Volume I: Theory and Concepts*, Berlin, München, Boston, 241-246. <https://doi.org/10.1515/9783110279818-029>
- Hedgepeth, Sonja M. und Rochelle G. Saidel (2010): Introduction, in: Dies. (Hg.): *Sexual Violence Against Jewish Women During the Holocaust*, HBI Series on Jewish Women Waltham, Hannover, London, 1-10.
- Heim, Susanne (2015): „Beim Schreiben habe ich immer noch einen Funken Hoffnung“, Tagebücher und Briefe verfolgter Juden, in: Frank Bajohr und Sybille Steinbacher (Hg.): „... Zeugnis ablegen bis zum letzten“ – Tagebücher und persönliche Zeugnisse aus der Zeit des Nationalsozialismus und des Holocaust, Dachauer Symposien zur Zeitgeschichte, Bd. 15, Göttingen, 81-99.
- Herman, Judith (2018⁵): Die Narben der Gewalt, Traumatische Erfahrungen verstehen und überwinden, Konzepte der Psychotraumatologie, Bd. 3, Paderborn.
- Hof, Renate (1984): Das Spiel des unreliable narrator: Aspekte unglaubwürdigen Erzählens im Werk von Vladimir Nabokov, *American studies*, Bd. 59, München.
- Hunter, Anna (2018): The Holocaust as the Ultimate Trauma Narrative, in: J. Roger Kurtz (Hg.): *Trauma and Literature*, Cambridge, 66-82. <https://doi.org/10.1017/9781316817155.006>
- Institut für Zeitgeschichte München – Berlin (2019): Anonyma – Vom Tagebuch zum Bestseller, Vom Original zum Buchmanuskript. Online: <https://www.ifz-muenchen.de/aktuelles/themen/anonyma-vom-tagebuch-zum-bestseller/vom-original-zum-buchmanuskript> (14.5.2021).
- Jacquemain, Karolin (2010): Starker film: Annäherungen an Natascha Kampusch, *Hamburger Abendblatt*. Online 25.1.2020: <https://www.abendblatt.de/kultur-live/article107633755/Starker-Film-Annaeherungen-an-Natascha-Kampusch.html> (2.4.2022).
- Keupp, Heiner, Peter Mosser, Bettina Busch, Gerhard Hackenschmied und Florian Straus (2019): Die Odenwaldschule als Leuchtturm der Reformpädagogik und als Ort sexualisierter Gewalt, Eine sozialpsychologische Perspektive, Sexuelle Gewalt in Kindheit und Jugend: Forschung als Beitrag zur Aufarbeitung, Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-23363-1>
- Koesters, Adrian (2018): Natascha Kampusch, in: *Prairie schooner*, 92, Heft 3, 103. <https://doi.org/10.1353/psg.2018.0166>
- Kremer, S. Lillian (2010): Sexual Abuse in Holocaust Literature, Memoir and Fiction, in: Sonja M. Hedgepeth und Rochelle G. Saidel (Hg.): *Sexual Violence Against Jewish Women During the Holocaust*, HBI Series on Jewish Women, Waltham, Hannover, London, 177-199.
- Kurtz, J. Roger (Hg.) (2018): *Trauma and Literature*, Cambridge Critical Concepts, Cambridge.
- Lahusen, Christiane (2019): Memoirs, in: Martina Wagner-Egelhaaf (Hg.): *Handbook of Autobiography/Autofiction, Volume I: Theory and Concepts*, Berlin, München, Boston, 626-635. <https://doi.org/10.1515/9783110279818-079>

- Löw, Andrea (2015): Tagebücher aus dem Ghetto Litzmannstadt: Autoren, Themen, Funktionen, in: Frank Bajohr und Sybille Steinbacher (Hg.): „... Zeugnis ablegen bis zum letzten“ – Tagebücher und persönliche Zeugnisse aus der Zeit des Nationalsozialismus und des Holocaust, Dachauer Symposien zur Zeitgeschichte, Bd. 15, Göttingen, 143-163.
- Ludi, Regula (2012): *Reparations for Nazi Victims in Postwar Europe*, Cambridge. <https://doi.org/10.1017/CBO9781139161862>
- Manns-Süßbrich, Sophia (2005): Unreliable narration in der russischen Literatur, F. M. Dostoevskijs *Zapiski iz podpol'ja* und V. V. Erofeevs *Moskva-Petruški* im Vergleich, Vergleichende Studien zu den slavischen Sprachen und Literaturen, Bd. 12, Frankfurt am Main.
- Miller, Damian und Jürgen Oelkers (Hg.) (2014): *Reformpädagogik nach der Odenwaldschule – wie weiter?*, Weinheim, Basel.
- Miller, Emma V. (2018): Trauma and Sexual Violence, in: J. Roger Kurtz (Hg.): *Trauma and Literature*, Cambridge Critical Concepts, Cambridge, 226-238. <https://doi.org/10.1017/9781316817155.017>
- Missine, Lut (2019): Autobiographical Pact, in: Martina Wagner-Egelhaaf (Hg.): *Handbook of Autobiography/Autofiction*, Volume I: Theory and Concepts, Berlin, München, Boston, 222-227.
- Moore, Aaron William (2013): *Writing War, Soldiers Record the Japanese Empire*, Cambridge. <https://doi.org/10.4159/harvard.9780674075399>
- Neitzel, Sönke und Harald Welzer (2011³): *Soldaten, Protokolle vom Kämpfen, Töten und Sterben*, Frankfurt am Main.
- Neuner, Frank (2012): Traumatisierung durch Gewalterfahrungen in Institutionen des Aufwachens, in: Sabine Andresen und Wilhelm Heitmeyer (Hg.): *Zerstörerische Vorgänge, Missachtung und sexuelle Gewalt gegen Kinder und Jugendliche in Institutionen*, Konferenzschrift, 2011 Bielefeld, Weinheim, 36-48.
- Nünning, Ansgar (Hg.) (1998): *Unreliable Narration*, Studien zur Theorie und Praxis unglaubwürdigen Erzählens in der englischsprachigen Erzählliteratur, Trier.
- Oelkers, Jürgen (2016): *Pädagogik, Elite, Missbrauch, Die „Karriere“ des Gerold Becker*, Weinheim.
- Pennebaker, James W. (2004): *Writing to Heal: A Guided Journal for Recovering from Trauma and Emotional Upheaval*, Oakland.
- Pflughaupt, Bengt (2008): Geheimprotokolle: Was die Justiz bisher verschwiegen hat, *War Natascha Kampusch schwanger?*, Hamburger Abendblatt, 92, 42. Online 19.4.2008: <https://www.abendblatt.de/vermishtes/article109047841/War-Natascha-Kampusch-schwanger.html> (19.3.2022).
- Puls, Heiko (2018): Seele, in: Larissa Berger und Elke Elisabeth Schmidt (Hg.): *Kleines Kant-Lexikon*, Paderborn, 235-236.
- Rieske, Thomas Viola, Elli Scambor, Ulla Witzenzellner, Bernard Könnecke, Ralf Puchert und Thomas Schlingmann (2018): „Aufdeckung und Prävention von sexualisierter Gewalt gegen männliche Kinder und Jugendliche“ – Einführung in ein Forschungs- und Praxisentwicklungsprojekt, in: Dies. (Hg.): *Aufdeckungsprozesse männlicher Betroffener von sexualisierter Gewalt in Kindheit und Jugend, Verlaufsmuster und hilfreiche Bedingungen*, Sexuelle Gewalt und Pädagogik, Bd. 4, Wiesbaden, 1-30. https://doi.org/10.1007/978-3-658-15803-3_1
- Rieske, Thomas Viola (2016): *Junge ≠ Opfer?*, Zur (These der) Verleugnung männlicher Betroffenheit von sexualisierter Gewalt im pädagogischen Feld, in: Claudia Mahs, Barbara Rendtorff und Thomas Viola Rieske (Hg.): *Erziehung, Gewalt, Sexualität, Zum Verhältnis von Geschlecht und Gewalt in Erziehung und Bildung*, Schriftenreihe der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft (DGfE), Bd. 5, Opladen, Berlin, Toronto, 79-94. <https://doi.org/10.2307/j.ctvdf05z2.7>
- Roy, Arundhati (1997): *The God of Small Things*, London.

- Rudolph, Harriet (2020): Geschichte(n) der Sieger?, Historische Opferforschung und ihr epochenübergreifendes Erkenntnispotential, in: Dies. und Isabella von Treskow (Hg.): Opfer, Dynamiken der Viktimisierung vom 17. bis zum 21. Jahrhundert, Heidelberger Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte, Bd. 26, Heidelberg, 21-40.
- Salter, Michael (2013): Organised Sexual Abuse, Abingdon.
<https://doi.org/10.4324/9780203082188>
- Schahadat, Schamma (2019): Diary, in: Martina Wagner-Egelhaaf (Hg.): Handbook of Autobiography/Autofiction, Volume I: Theory and Concepts. Berlin, München, Boston, 547-556.
<https://doi.org/10.1515/9783110279818-070>
- Schindler, Jörg (2010): Missbrauch an der Odenwaldschule, Gemobbt, geschlagen, vergewaltigt, Frankfurter Rundschau, 6. März 2010. Online: <https://www.fr.de/politik/gemobbt-geschlagen-vergewaltigt-11658656.html> (25.4.2021).
- Schindler, Jörg (1999): Der Lack ist ab, Frankfurter Rundschau, 17. November 1999, erneut veröffentlicht am 8. März 2010. Online 31.1.2019: <https://www.fr.de/politik/lack-11620273.html> (2.4.2022).
- Schröder, Dominique (2020): „Niemand ist fähig das alles in Worten auszudrücken“ – Tagebuchschreiben in nationalsozialistischen Konzentrationslagern 1939 – 1945, Göttingen.
- Steuwer, Janosch und Rüdiger Graf (2015): Selbstkonstitution und Welterzeugung in Tagebüchern des 20. Jahrhunderts, in: Dies. (Hg.): Selbstreflexionen und Weltdeutungen, Tagebücher in der Geschichte und der Geschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts, Geschichte der Gegenwart, Bd. 10, Göttingen, 7-36.
- Tilmann, Jens (2011): Freiwild, Die Odenwaldschule – ein Lehrstück von Opfern und Tätern, Gütersloh.
- Unabhängige Kommission zur Aufarbeitung sexuellen Kindesmissbrauchs (Hg.) (2020): Geschichten, die zählen, Band 1: Fallstudien zu sexuellem Kindesmissbrauch in der evangelischen und katholischen Kirche und in der DDR, Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-27797-0>
- Viemann, Lena (2018): Der griechische Bürgerkrieg im Erinnerungsdiskurs, in: Athanasios Anastasiadis und Ulrich Moening (Hg.): Trauma und Erinnerung, Narrative Versionen zum Bürgerkrieg in Griechenland, Griechenland in Europa, Bd. 4, Köln, 55-67.
<https://doi.org/10.7788/9783412501259.55>
- Weber, Ulrich und Johannes Braumeister (2019): Vorfälle von Gewaltausübung an Schutzbefohlenen bei den Regensburger Domspatzen, Sexuelle Gewalt in Kindheit und Jugend: Forschung als Beitrag zur Aufarbeitung, Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-27010-0>
- Weber, Ulrich und Johannes Braumeister (2017): Vorfälle von Gewaltausübung an Schutzbefohlenen bei den Regensburger Domspatzen, Untersuchungsbericht, Hinsehen, Zuhören, Antworten, 18. Juli 2017. Online als PDF: https://www.regensburg-digital.de/wp-content/uploads/2017/07/Abschlussbericht_Domspatzen.pdf.
- Weiß, Wilma (2016): Die Pädagogik der Selbstbemächtigung, Eine traumapädagogische Methode, in: Wilma Weiß, Tanja Kessler und Silke Birgitta Gahleitner (Hg.): Handbuch Traumapädagogik, Weinheim, Basel, 290-302.
- Wilhelm, Thorsten (2020): Holocaust Narratives, Trauma, Memory and Identity Across Generations, Routledge Studies in Comparative Literature, New York.
<https://doi.org/10.4324/9781003087540>
- Wirsching, Daniel (2018): Wie ein Missbrauchsoffer seinen Frieden findet, Main-Post, 21. Oktober 2018. Online 2.4.2019: <https://www.mainpost.de/ueberregional/politik/zeitgeschehen/wie-ein-missbrauchsoffer-seinen-frieden-findet-art-10088656> (26.3.2022).

QUELLEN

- Dehmers, Jürgen (2011): *Wie laut soll ich denn noch schreien?*, Die Odenwaldschule und der sexuelle Missbrauch, Reinbek bei Hamburg.
- Kampusch, Natascha (2010): *3096 Tage*, Ullstein, Bd. 37426, Berlin.
- Kampusch, Natascha (2006): *Er war nicht mein Gebieter*, *Zeit Online* 25. August 2006. Online: https://www.zeit.de/online/2006/35/kampusch-brief?utm_referer=https%3A%2F%2Fduckduckgo.com%2F (25.4.2021).
- Probst, Alexander J. (2017): *Von der Kirche missbraucht, Meine traumatische Kindheit im Internat der Regensburger Domspatzen und der furchtbare Skandal*, München.

FILME UND FERNSEHBEITRÄGE

- Botros, Mona (2015): *Die Akte Regensburger Domspatzen, Sünden an den Sängerknaben*, SWR Fernsehen.
- Dror, Zahavi (2012): *Und alle haben geschwiegen*, Fernsehfilm ZDF.
- Sherry, Hormann (2013): *3096 Tage*, Constantin Film.

Zusammenfassung

Trotz der in den letzten zwei Jahrzehnten breiteren Rezeption von Selbstzeugnissen von Missbrauchsoffern in der Geschichts- und Literaturwissenschaft fehlt nach wie vor eine zufriedenstellende Erklärung zur Funktion sowie eine Methodik zur Untersuchung solcher. Seit den 1990er Jahren verfolgt die Psychologie den Ansatz, traumatischen Erfahrungen im Sinne einer Rekonstruktion des Selbst schreibend zu begegnen. In diesem Sinne wird der folgende Beitrag den Aspekt der Selbstbemächtigung als narrative Strategie gegenüber identitätszersetzenden Missbrauchserfahrungen in Selbstzeugnissen der 2010er Jahre untersuchen. Dabei nimmt der Verfasser zunächst die Entwicklung des Opferstatus in Gesellschaft und Geschichtswissenschaft in den Blick. Erst die gesellschaftliche Anerkennung von Holocaustopfern und der Opferperspektive in den 1990er Jahren ermöglicht das Sprechen und Schreiben über den Missbrauch. Der kontextübergreifende und diachrone Aspekt der Selbstbemächtigung wird im Anschluss daran an der palimpsestierenden Lektüre von bereits untersuchten Interviews und Memoiren von Holocaustüberlebenden sowie der eingehenden Lektüre drei seit 2010 veröffentlichter Selbstzeugnisse versuchsweise untersucht. Der Akt der Veröffentlichung nötigt dabei die Untersuchung der narrativen Selbstbemächtigung im Primärtext gegenüber dem umgebenden Paratext, also der verlegerischen Gestaltung des Buches und medialer Begleittexte. Die Untersuchung zeigt dabei nicht nur, dass der Selbstbemächtigung vor allem in Selbstzeugnissen des ausgehenden 20. sowie 21. Jahrhunderts eine entscheidende kontextunabhängige Funktion zukommt, sondern schlägt auch eine methodische Vorgehensweise zur Untersuchung veröffentlichter, retrospektiver Selbstzeugnisse durch Geschichts- und Literaturwissenschaft vor.